

FAMA

Feministisch-

theologische

Zeitschrift

9. Jahrgang

November 1993

FAMA 4



Frauen-Science-fiction

Zuerst war die Idee, dann kam die Ausführung, und die war dem Schwung der begeisternden Idee nicht so ganz gewachsen.

Science Fiction – der Inbegriff der Entfesselung von Phantasie, sei diese nun technischer, wissenschaftlicher oder sozialer Natur – schien uns ein interessantes Feld neuer, denkbarer Gesellschafts- und Geschlechtsrollenmodelle zu sein und zu versprechen, vielleicht ein paar neue Löcher in die Bretter zu schlagen, die wir allesamt vor dem Kopf tragen. Ein bisschen war, entgegen aller Vernunft, die Vorstellung damit verbunden, es liesse sich die Lust und die Neugier auf Zukunft zumindest spielerisch erneut etwas wecken.

«Was wäre, wenn?» – das Feld des Science Fiction – schien keine schlechte Frage zu sein, um unserer nüchternen Rationalität (oder ist es Enttäuschung?) etwas einzuheizen.

Nur sind wir mit dem Thema nie so richtig warm geworden, auch wenn es uns schlussendlich einigen Schweiß gekostet hat.

Das lag und liegt nicht einfach am Thema, nicht nur am Mangel wirklich neuer Vorstellungen, sondern in erster Linie an einem der Grundwidersprüche, welche mit Science Fiction verbunden sind: Sie sollen so von uns handeln, dass sie nicht mehr von uns handeln. Neue Perspektiven sollen sie eröffnen, eine bessere Zukunft, und dennoch sollen wir es sein, die darin agieren. Aber das geht ja nicht. Und so kommt es denn, dass einem die einen Science Fiction, abgesehen von immensen Phantasien im technisch-wissenschaftlichen Bereich, sattsam bekannt scheinen, was die gesellschaftlichen Strukturen und die Geschlechterbeziehungen angeht, die anderen, die diese Grenzen zu sprengen versuchen, oft zu fremd anmuten. Wir wollen der alten Eva, dem alten Adam eine neue Zukunft eröffnet sehen – nur wird mit uns nichts wirklich neu. Auch ein mutierter Homo sapiens löst unsere Probleme kaum, weil er eben nicht mehr wir ist.

Das ist die eine Schwierigkeit, wahrscheinlich sogar das Grunddilemma aller folgenden Enttäuschungen. Es scheint nämlich ausgesprochen wenige Science Fictions zu geben, weder von

Frauen noch von Männern, die sich neue Beziehungen zwischen den Geschlechtern, neue Aufgabenteilungen im öffentlichen und privaten Bereich (v.a. im Bereich «Reproduktion», nimmt man die technischen «Retorten»-Lösungen einmal aus) vorstellen können; Beziehungen, die über individuelles Gelingen hinaus auch gesellschaftliche Perspektiven eröffnen.

«Man möchte meinen», schreibt Joanna Russ, eine der wenigen Autorinnen «feministischer» Science Fiction, «Science Fiction sei die perfekte literarische Methode, um unsere Vermutungen über «angeborene» Werte und «natürliche» Sozialeinrichtungen, kurz unsere Vorstellungen von der menschlichen Natur, die sich niemals ändert, zu erforschen (und zu verwerfen). Einiges dieser Art ist bereits erfolgt. Aber ein Nachsinnen über angeborene Persönlichkeitsunterschiede zwischen Männern und Frauen, über die Familienstruktur, über Sex, kurz gesagt über die Geschlechterrollen, gibt es überhaupt nicht» – gibt es kaum, müsste man inzwischen sagen, da in diesem Heft doch ein paar Versuche kurz vorgestellt werden. Dennoch trifft das Urteil von Russ auf die Mehrzahl der Science Fictions zu, in denen Spekulationen über soziale Einrichtungen und individuelle Psychologie immer weit hinter jenen über Technologie zurückbleiben, möglicherweise, so Russ, weil Technologie einfacher zu verstehen ist als Menschen. Jedenfalls lassen sich in den Science Fictions, welche der positiven Überwindung herrschender Geschlechtsrollenmodelle Aufmerksamkeit schenken, im Wesentlichen doch vor allem zwei Grundtendenzen unterscheiden: entweder leben Frauen und Männer in getrennten Welten (Befreiung durch Separation) oder dann in Gesellschaften, in denen die Trennung zwischen privatem und öffentlichem Bereich verwischt resp. aufgehoben ist, Frauen und Männer nicht mehr an die engen Grenzen des Geschlechts gebunden sind, aber auch Familienmodelle nicht mehr existieren. (Befreiung nach dem Muster: Gleichsein heisst, dasselbe tun).

Und noch etwas ist in diesem Zusammenhang interessant: «Während in den Zukunftsvisionen von Männern», schreibt Cornelia Klinger, «Frauen zwar – und zuweilen in krasser Weise – misachtet und misshandelt werden, gibt es (soweit mir bekannt) keinen Gesellschaftsentwurf, der vollkommen ohne Frauen auskäme. Umgekehrt werden in den Utopien von Frauen Männer selten unterdrückt (mit Ausnahme einiger Role-reversal-Geschichten), dafür scheinen sich die Frauen ohne allzugrosse Mühe eine Welt ohne Männer vorstellen zu können... Es stimmt bedenklich, dass offenbar nicht wenige Frauen sich eher dazu in der Lage sehen, sich eine Welt ohne Männer vorzustellen als eine Welt, in der das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ohne Unterdrückung und Zwang geregelt ist.»

Viel weiter als die herrschenden Dilemmen scheint auch die Kraft der Phanta-

sie nicht zu reichen. Zu wenig Zukunftsmusik, die uns über den herrschenden ökonomischen, ökologischen und sozialen Pragmatismus hinaus, nicht bloss vielfältigste Requien komponiert, sondern ein paar Melodien aufspielt, die unsere müden Hirne und Glieder neuartig zum Tanzen bringt.

«Kein Mensch will die Zukunft», schreibt Thomas Bernhard. Und wenn kein Mensch die Zukunft will, dann wird es keine Zukunft geben, nichts, worin zu leben man verdammt sein möchte. Nun sind Science Fictions gewiss keine «Anleitungen zum seligen (Über)leben», aber sie sind eine Art Spielwiesen der Gedanken und Phantasien, die sich mit der Möglichkeit von Zukunft (in düsteren oder eben auch humanisierten Szenarien) beschäftigen.

Natürlich sollten wir weiterhin all die klugen Analysen – die politischen, soziologischen, ökologischen, feministischen und natürlich auch ökonomischen – lesen, zumindest um zu wissen, was da seinen Gang geht. Aber vielleicht sollten wir auch vermehrt Ausschau halten nach Phantasien, die über das Zurechtrücken der Gegenwart hinaus spannende Zukunftsszenarien entwickeln, die uns glauben machen, dass Veränderungen im Guten möglich sind.

Das Reich Gottes müssten sie uns nicht entwerfen, Prophetie und Hymnus erwarten wir nicht, aber vielleicht deren säkulare Schwester, zugeschnitten auf unser bescheidenes Mass an Hoffungsvermögen. Und wer weiss, wenn sich die vielen «tough women» der Frauenkrimis in den harten Faktizitäten der Gegenwart genügend verausgabt haben, schwingen sie sich vielleicht mit all ihrer Intelligenz und ihrem Mut irgendwann einmal in die Zukunft, um uns dort mit ihrem Scharfsinn, ihrem Witz und ihrer Kraft die allzuschaffen Wünsche aufzuraufen.

Silvia Strahm Bernet

Erinnerung an Zukunft

Notiz zur literarisch-feministischen

Utopie

Frigga Haug

Erinnern wir uns, woher wir kommen, wohin wir wollen, wer wir sind. Gerechtigkeit ist das Geringste, wonach uns verlangt, dafür braucht es Solidarität, und das Höchste ist Glück, dafür brauchen wir Liebe. Unsere Wünsche sind nicht unbescheiden, gleichwohl schrumpfen sie im Laufe des Lebens, erscheinen zu gross, die Bedingungen dafür unerreichbar und unabsehbar unserer eigener Eingriff. Wer sind wir als Frauen, die wir zuständig sein sollen für die Liebe, dass wir zu ihrer allgemeinen Durchsetzung so wenig Macht haben? Verzicht auf unsere Wünsche, Rückschneidung auf ein Mittelmass, Resignation sind schlechte Wegbegleiter für notwendige und wünschbare Eingriffe. Was nützt uns heute der Geist der Utopie? Welche Hoffnung haben wir auf die Kraft der vorausseilenden Wünsche, und wie gross ist Enttäuschung über sich verschlechternde Realität, die solche Wünsche als blosse Träume schon im Entwurf verhöhnt?

Ich möchte im folgenden eine literarische Utopie erzählen. Ziel ist, etwas darüber zu erfahren, wie wir selbst den Geist der Utopie für uns entwickeln könnten, wie wir vorgehen müssten, um etwas für unser «utopisches Projekt», welches ich als *Glück und Gerechtigkeit* umschrieb, zu gewinnen.

Es geht um Marge Piercy's neuesten Roman: *Er, Sie und Es* *.

Zukunft

Um es gleich vorweg zu sagen, ich lese ungern Science Fiction-Romane, in denen die Computerentwicklung von heute geradlinig und phantasievoll fortgeschrieben ist; sie entpuppen sich zudem meist als Dystopien. Geschichten über die Unmenschlichkeit der Technik und die Perfektionierung von Herrschaft und Kontrolle. Es gibt nirgends einen Ausweg. Zudem bestätigen sie meine «weiblichen» Vorurteile, dass im «Natürlichen» eher als im «Technischen» Heimat sein müsse. In dieser Hinsicht wirkt Piercy's Buch zunächst als ein Schock: Wir schreiben das Jahr 2059. Durch einen terroristischen Anschlag sind die angestauten menschlichen Waf-

fenarsenale zur Explosion gekommen. Die Erde ist weitgehend verwüstet und verseucht. 23 Kapitale (Multis) teilen sich die Rest-Erde und einige Satelliten in künstlichen Räumen. Diese sind klimatisiert und geschützt und werden nur von den technischen Experten bewohnt, die zum Betrieb und zur weiteren Entwicklung der Multis gebraucht werden. Die übrige Menschheit, soweit noch vorhanden, vegetiert und arbeitet in verseuchten Zwischenzonen. Die von den Firmen besetzten Zonen sind vollständig computerisiert und kontrolliert bis hin zum Design der Menschen, die alle nicht nur einer Betriebskultur unterworfen sind, sondern auch ein ähnliches Aussehen haben. Dafür und für möglichst lange Jugend und Fitness sorgen chirurgische Eingriffe. Die Geschlechterverhältnisse sind anders herrschaftlich organisiert als heute. Zumindest haben die Geschlechter die gleichen Berufe; die Weise der menschlichen Reproduktion ist den einzelnen freigestellt, d.h. sie können sich für Retortenbabies entscheiden oder Frauen wählen, ein Kind selbst auszutragen. Zwischen den Multis herrschen erbitterte Konkurrenz, Spionage und Verbrechen.

Vergangenheit

Eine der Gegenwelten bilden die Überlebenden des jüdischen Ghettos von Prag. Jetzt geht Piercy weit zurück zum Ende des 16. Jahrhunderts und erzählt die Geschichte von der langen Verfolgung, Einschliessung, Vertreibung der Juden und von den Wünschen und Träumen von vielen, von der Weisheit einzelner. Die Erzählweise ändert sich.

Probleme lösen können. Der Weise des 21. Jahrhunderts ist ein Ingenieur, der Älteste in jenem irdischen Ghetto, welches – quasi sozialistisch organisiert – dem Expansionsstreben der Multis standhält, indem es Software für sie produziert. Seinem Vorfahren im Prager Ghetto ist es gelungen, einen Golem, der überstark an physischen Kräften ist, zu schaffen; der Ingenieur im 21. Jahrhundert konstruiert einen Cyborg, der wie ein Mensch ist, aber unbegrenzt lernfähig und ebenso lernigierig; der keines Schlafes bedarf und so intelligent ist, dass er den Schutz der Gemeinde übernehmen kann. Die Rückbeziehung der neuen Geschichte nach der Ökokatastrophe und in Vollendung des mikroelektronischen Zeitalters auf die Geschichte der Juden von Prag hat einen seltsamen Effekt. Das Alte wird trotz Abwehr vertraut; damit erstreckt sich Vertrautheit aufs Zukünftige. *Der Geist der Utopie, so können wir hier folgern, gewinnt seine Kraft aus dem Noch-Nicht des Vergangenen – dies sowohl in Bezug auf den Stoff der unabgeholtenen Wünsche wie aus dem Erbe dessen, was begonnen wurde, auch an Herrschaft. Die Entwürfe von Zukunft schliessen die Erinnerung an die Kosten von menschlicher Entwicklung ein als bewusst zu machende Geschichtskraft.*

Geschlechterverhältnisse

Piercy blickt als Feministin. So kann sie unbestechlich die Entwicklung der Menschheit mit der Geschichte des Patriarchats verknüpfen. Es ist eine ihrer ermutigenden Stärken, dass sie Männerherrschaft nicht bloss als Böses vorführt oder aber über sie schweigt, son-



Aus den Kürzeln der Computersprache kommen wir zum Stoff der Mythen und Legenden und zum ewigen Traum, dass Menschen in der Lage sein könnten, Menschen zu erschaffen, die ausgesuchte und benötigte Eigenschaften hätten. Dies ist natürlich ein Männertraum – aber unvermittelt schießt das 21. Jahrhundert mit dem 16. zusammen: ein Geschöpf aus Geist und Erde, auf die richtige Weise kombiniert und geformt, könnte doch mit den wichtigsten Aufgaben betraut werden und müsste die Not lindern, die drängenden

den sie als eine bestimmte Lösung begreift für Probleme der Regelung von Gemeinwesen, die jetzt an ihr katastrophisches Ende gekommen ist. Der weise Maharal des 16. Jahrhunderts schafft den Golem, der mit seiner weit übermenschlichen Stärke «wie eine 1-Mann-Armee» die Feinde abzuwehren in der Lage ist. Im 21. Jahrhundert braucht der Cyborg eine übergrosse Intelligenz. Zugleich erfüllt sich der Erfinder den Vaterwunsch, einen Sohn zu haben, der sich nicht wie der seine dem Reich der Illusionen verschrieben hat.

*Marge Piercy, *Er, Sie und Es*. Edition Ariadne, Berlin und Hamburg, 1993.

sondern der, ansonsten bedürfnislos, nur noch lernen will, unbegrenzt gehorsam abstraktes Wissen zu akkumulieren. Der gleiche Geist, der die Erfindungen vorantrieb, wird endlich «Fleisch». Um als «Mensch» erkannt und akzeptiert zu werden (dies ist notwendig, damit er als Beschützer funktionieren kann), braucht der Cyborg allerdings auch soziale Tugenden. Dem Manne ebenbürtig lässt Percy eine Frau auftreten, die den abstrakt männlichen Tugenden des Cyborgs weibliche Verwirrungen hinzuprogrammiert. Sie lehrt den Cyborg zu lieben und seinen Lerneifer ebenso emphatisch wie auf Wissen, so auch auf Menschen zu richten.

Zur notwendigen Dimension jeder Befreiungsvorstellung, jeder wünschbaren Utopie gehört die Überwindung des Patriarchats. In Percys Roman ist diese Lösung von geradezu humoristischer Stärke, weil sie die Einseitigkeiten der Geschlechter auf eine Weise kombiniert, dass die ursprünglichen Ziele subversiv unterlaufen werden. Das Kind männlicher Vernunftallmacht und der schon realisierbaren technischen Möglichkeiten wird durch weibliche Technikbeherrschung irrational und eben darum nur fähig, um den Preis eigenen Untergangs, seine Aufgabe zu vollbringen. Es muss aus der Logik ausgestiegen werden. Erst die kompetente Gleichberechtigung der Geschlechter unter Beibehaltung einer Differenz und die List der Kombinatorik machen solches möglich.

Frauen

Drei Frauen sind die zentralen Gestalten in Percys Roman: Grossmutter, Mutter und Tochter. Jede ist auf andere Weise in gesellschaftliche Taten verwickelt, anders sinnlich, jede lebt unter anderen Bedingungen. Alle drei sind unerhört kompetent und qualifiziert, so dass sie ihre Fähigkeiten mit Lust einsetzen können, dass sie ohne Aktivität an Lebenslust verlieren. Alle drei führen eine andere Art von Widerstand gegen die «Multis» vor. Die Grossmutter baut Sicherheitssysteme und entwickelt die gesuchte Software, das Aussenhandelsprodukt der kleinen Kommune. Die Mutter, eine Bezeichnung, die für sie so unangebracht ist, da solche Namensgebung zur ständigen Reflexion über Mütter herausfordert, sie also ist Informationspiratin. Sie ist eine der gesuchtesten «Verbrecherinnen», denn sie befreit die Informationen aus den privaten Eigentumsverhältnissen und stellt sie der Allgemeinheit zur Verfügung; so z.B. Zusammensetzungen von Arzneien usw. Auf eigentümliche Weise verkörpert die jüngste der drei die romantische Liebe, die Sehnsucht nach Familie und verarbeitet beides schliesslich zu einem Projekt, in dem gerade aus Liebe zu einem Cyborg, die menschliche Erschaffung von Maschinen mit Gefühlen ausgeschlossen wird. Es scheint mir für feministische Utopien unabdingbar zu sein, dass positive Frauengestalten die Gesellschaft bevölkern. Frauen, die nicht einfach Vorbilder sind,

nicht bloss aktiv, eingreifend, klug, schön und stark, sondern solche, die die Träume und Sehnsüchte, die wir heute und hier haben, aufnehmen und so zusammenfügen und leben, dass wir sie selbst als möglich erfahren können.

Produktionsverhältnisse

Percys Roman ist von grosser Poesie und theoretisch konsequent. Die Kapitallogik des Produzierens ist offensichtlich an ein Ende gekommen, und dennoch bestimmt sie weiterhin das Leben derer, die nach solchen Profitzwecken arbeiten dürfen – der Rest ist Menschenmüll, in anarchischem, mörderischen Bandenchaos der ökologisch verwüsteten Erde ausgesetzt. Aber selbst dort wächst Widerstand. Herrschaft, Kontrolle, Macht sind die nackten Ziele der Multis, die sich mit einem riesigen Apparat an Wissen rüsten. So wie hier alte Muster der Geschlechterverhältnisse genutzt werden, um allgemein Herrschaftsziele durchzusetzen (z.B. die Form der Ehe mit der darauffolgenden Möglichkeit, die Vormundschaft über das Kind zu Firmenzwecken zu vergeben), wird umgekehrt Befreiung erst möglich, wo die Geschlechter ihre jeweiligen Stärken als Gleiche zusammenfügen. Gegenwart wird nicht zugunsten von Fiktion entwertet, sondern die Autorin eröffnet die Möglichkeit, aus dem Alltag Brauchbares herauszuarbeiten. Die verschiedenen miteinander verschränkten Herrschaftsbeziehungen und die Sehnsüchte von Menschen nach Liebe und Gerechtigkeit über Jahrhunderte werden gleichzeitig sichtbar. Die Stärke dieser literarischen Utopie liegt nicht zuletzt in der liebenden und leidenschaftlichen Haltung der Autorin zur Welt.

Das Buch ist bewegend, weit entfernt von uns und ganz nah. In kühnen Bögen sind Geschichte und Zukunft gegenwärtig, werden das Different und das Gemeinsame als Kraft, Alter als Erfahrung und Weisheit entzifferbar, durch die wir unsere Träume in eingreifendes Handeln übersetzen können. Ob ein solcher utopischer Roman im gleichen Mass von Leserinnen heute aufgenommen werden kann, wie dies bei feministischen Krimis der Fall ist, weiss ich kaum zu sagen. Es scheint mir möglich; ob es wirklich wird, kann wieder nur die Zukunft zeigen, für die wir tätig sind.

Frigga Haug, Hochschullehrerin, Soziologie und Sozialpsychologie in Hamburg; Frauenbewegung seit Beginn; Veröffentlichungen über Frauen und über Arbeit. Hrg. einer feministischen Krimireihe, einer literarischen Edition und einer ebensolchen Theoriereihe (Coyote), sowie der Zeitschrift das Argument.

Himmel und Hölle

Silvia Strahm Bernet

Himmel und Hölle – ein altes Spiel. Auf einem Bein, auf zweien. Es gibt Regeln. Ich habe sie vergessen. Ich schlafe eine Zeitung auf. Es ist kein Spiel, aber ich kenne, vom Zusehn, die Regeln. Gut gleich schwach, böse gleich stark. Und über allen lässt Gott, der Herr, die Sonne aufgehen, unterschiedslos. Aber das steht nicht in der Zeitung. Nur die Hölle wird beschrieben, minutiös und erdumspannend. Über den Himmel lässt sich nicht viel erfahren, nicht aus der Zeitung. Eine Privatveranstaltung muss das wohl sein oder sonstwie uninteressant.

Die Beschäftigung mit dem Himmel entspannt die Leute, scheint's, zu sehr, macht sie schläfrig und weich. Nur das Böse hält sie wach. Anders ist kaum erklärbar, weshalb sie dem wünschbar Guten und den Träumen vom seligen Leben so viel weniger Aufmerksamkeit schenken als dem Scheitern und dem Schmerz.

Es fesselt sie nicht, und selten nur reicht es zu mehr als Satire oder Kitsch. Dem berühmten «Münchner im Himmel» etwa ist der Himmel eine einzige Strafe, muss er doch in alle Ewigkeit und ohne Bier auf einer Wolke sitzen und frohlocken. Frohlocken und Halleluja singen. Tödlich. Lächerlich. «Ich möchte lieber in die Hölle kommen als in den Himmel, weil dort, in der Hölle, doch all die interessanten Leute sitzen.» Wer hat diese Bemerkung nicht schon gehört oder selbst, mit einem wissenden Schmunzeln, zum besten gegeben?

Der Himmel – eine zu lange Weile

Himmel, das scheint ausgemacht, ist Harmonie. Harmonie ist irgendwann Langeweile, und Langeweile ist nicht der Himmel, den wir uns erträumen. Der Himmel ist langweilig, weil das Gute langweilig ist, besser: langweilig erscheint. Gutsein verstanden als Aufhebung von Dissonanzen. Spannung, Leidenschaften. Eine Form des Zuruhe-Kommens. Der Himmel als Inbegriff nicht der Anstrengung zum Guten, sondern des Erreichens gesteckter Ziele. Ein Bild des Gelingens, des Gelingens als Zustand, nicht als Überwindung. Der Himmel unserer Vorstellungen ist leicht, luftig, schwerelos. Alles ist leise und sanft und mild – die unend-

liche Leichtigkeit des Seins. Unvorstellbar letztendlich und nicht unbedingt ein Traum, der Ewigkeit erträgt.

Höllens-Faszination

Die Hölle zu denken fällt leichter, auch heute noch, wo wir den religiösen Hintergrund von Strafe und Verdammnis auslöschen und allein noch das irdische Grauen damit benennen. Die Hölle, das ist jetzt eine Folter vor dem Tod und ihrer Opfer einziger Trost mag sein, dass sie nicht länger dauert als ihr Leben, als ihr Sterben.

Mit d(ies)er Hölle kennen wir uns besser aus als mit dem Himmel, und nicht bloss, weil sie besser dokumentiert ist, sondern auch weil das Grauen und das Böse mehr zu faszinieren scheinen. Es liegt, so lese ich, ein oftmals «katastro-

phaler Zauber» im Blick auf das Böse. Weshalb? Weil Übertretungslust darin steckt? Der verbotene Blick auf die Wahrheit, die nackt ist und nicht immer schön, so dass mutig ist, wer sich ihr tapfer nähert? Ecce Homo. Schauen wir ihm ins Gesicht. So sähen wir aus, wenn wir dürften, wenn wir uns liessen. Das Böse – ein verbotenes Land, das Land des Vergessens dessen, was Moral genannt wird und Menschlichkeit, wo die Lust durchaus zum Tode sein kann und Humanität problemlos als Kitsch durchgeht. Ungehindertes Leben, vollblütig. Wohingegen das Gute da nicht mithalten kann, versteht sich. Dass das Gute kraftlos sei, weil danach zu handeln kraftlos mache, hat schon manch eine/r behauptet und haben Tausende zur Legitimation ihrer tödlichen Lektionen bekräftigt. Kann man gut und gleichzeitig stark sein?

«Die Guten sind die Verlierer. . . . nicht weil sie gut sind, sondern weil sie schwach sind. Aber wie kann der Gute stark werden, ohne seine Güte aufzugeben?» (Georg Tabori) Nur schwer, so scheint es, lässt sich gut mit stark zusammendenken, genauso schwer wie wissen zu können, was dieses Gute

Wenn bloss die Leute nicht wären

Schon mit den Utopien, diesen irdischen Himmelsträumen, tun wir uns schwer. Auch unsere gesellschaftlichen Utopien trauen sich gewissermassen selber nicht, trauen uns nicht. Natürlich haben wir Vorstellungen, konkrete Vorstellungen und nicht bloss Phantasien, von einem zukünftigen Leben voll Gerechtigkeit, Friede und Lebensmöglichkeit für alle. Aber in unserem Handeln scheinen wir trotzdem ein übler

Haufen von Unwilligen, Stümpfern und Dilletantinnen zu sein. «Einfach vortrefflich all die grossen Pläne», schreibt Hans Magnus Enzensberger, «wenn nur die Leute nicht wären». Ja, wenn die Leute (natürlich die andern) nicht wären, dann bewohnten wir ihn bereits, den Himmel auf Erden. Denn an den Utopien liegt es nicht, nicht am Vorstellbaren und nicht allein am schwindenden Elan für die Zukunft, es liegt daran, dass die Menschen für unsere Utopien nicht taugen.

«Utopien spiegeln uns das Glück von einem harmonischen Zustand, aber in einer Lebensform, die von der unsrigen ganz und gar abweicht. Das ist es ja gerade, warum man ihnen so leicht verfällt. Sie handeln ja nicht von uns.» (Lars Gustafson) Und vielleicht tun wir uns genau deshalb auch mit dem Himmel, ob als real erhofft oder auch nur spielerisch erträumt, so schwer. Wir kommen darin nicht vor, oder wenn wir vorkommen, sind das denn noch wir?

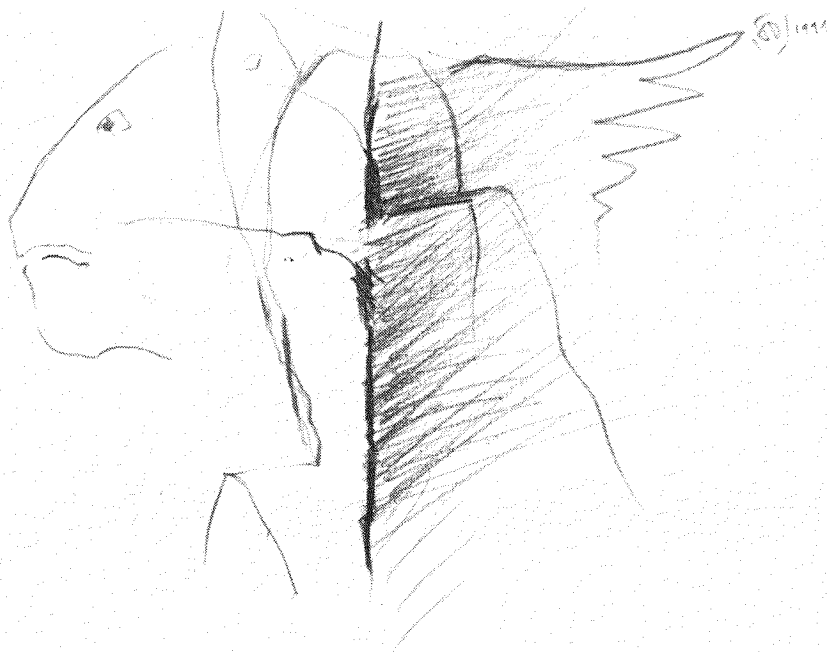
Der Himmel als Fortsetzung des Lebens

Natürlich gibt es auch noch den anderen Himmel, den Himmel als Fortset-

zung des Lebens, nur besser eben. Der englische Autor Julian Barnes hat ihn in seiner «Geschichte der Welt in 10 1/2 Kapiteln» genüsslich ironisiert. Der Himmel ist da exakt der Himmel, den die Leute wollen. Es ist der Himmel ohne Eintrittsmusterung und ohne Beurteilung – obwohl dies die Neuankömmlinge gehörig irritiert und auch ein wenig enttäuscht. Der Himmel, das ist die totale Willensfreiheit, ist der Spass ohne Ende: «Sex, Golf, Einkaufen, Abendessen, Berühmtheiten kennenlernen und dass es einem nie schlecht geht.» Nur, nach ein paar Jahren oder Jahrzehnten, da bitten dann die Leute um schlechtes Wetter beispielsweise, oder um Schmerzen, oder dass etwas schiefgeht. Selbst «religiöse Leute, die hierherkommen, um Gott in alle Ewigkeit zu preisen . . . die werfen nach ein paar Jahren, hundert Jahren, tausend Jahren das Handtuch». Sterben wollen sie schlussendlich alle, noch im Himmel. «Die Leute, die zuerst sterben wollen, sind Leute, die eine Ewigkeit von Sex, Bier, Drogen, schnellen Autos wollen – so in der Art. Erst können sie ihr Glück gar nicht fassen und dann, ein paar hundert Jahre später, können sie ihr Pech nicht fassen. Solche Leute sind sie also. Sie müssen für immer sie selbst bleiben. Sie neigen dazu, als erste wegzusterben.» Eine Ewigkeit lang einfach nur Spass haben, macht offensichtlich keinen Spass mehr. Und wenn man im Himmel wünschen könnte, jemand zu sein, der/die der Ewigkeit nicht müde würde? Ja, da gibt es eine logische Schwierigkeit, weil man nicht jemand anders sein kann, ohne nicht mehr man selbst zu sein. Und so schliesse sich der Kreis. Auch ein Himmel als vollkommene Erfüllung irdisch gehegter Wünsche, scheint schlussendlich nicht denkbar, scheint «eine sehr gute Idee, eine perfekte Idee, könnte man sagen, aber nicht für uns. Nicht, wenn man so ist wie wir.» Wozu dann aber diese Träume vom Himmel, wenn deren Erfüllung nichts weniger als ein Alptraum wäre. Vielleicht, weil wir ohne den Traum dennoch nicht auskommen, heisst es bei Julian Barnes. «Allerdings steht zu vermuten, dass Sie keinen Himmel verlangen würden, wenn Sie vorher schon wüsstem, wie er ist.»

Oder vielleicht rührt die Zurückhaltung in der Ausmalung von Himmels träumen, sofern der Himmel überhaupt noch Phantasien zeugt, daher, dass man sich der eigenen Träume schlichtweg schämt, weil sie in der Regel entsetzlich primitiv und trivial sind. Vielleicht wäre der Himmel eine Wahrheit über einen selbst, die zu wahr ist, als dass man den Schleier darüber lüften möchte. Ach, solche Leute sind wir also?

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Mitherausgeberin/Redaktorin von FAMA.



Frauengenug

Anaba Gurtner

6 Ich habe eine utopie in mir. Sie ist mir zur geliebten geworden, mit der ich seit einigen jahren lebe. Und wie das so ist mit einer geliebten, ich habe sie immer besser kennengelernt. Wir haben einen intensiven gemeinsamen weg hinter uns, der unsere beziehung immer mal wieder verändert hat.

Nein, eigentlich habe ich zwei utopien. Meine geliebte, das frauendorf, und die utopie, eines tages könnte ich die voraussetzungen dazu haben, um ein buch über meine geliebte frauendorf utopie zu schreiben. Und so würden die ersten seiten meines utopieromanes klingen.

«Gossmutter, Grossmutter» Erdwurza und Stadtnée kamen das strässchen entlang gerannt und benutzten die strecke über den hof zum kräfte messen. Atemlos, aber sprühend vor lebenslust kamen sie vor der alten frau zum stehen. Dalos liebte es, Grossmutter genannt zu werden. Das gab ihr das gefühl, richtig gehandelt zu haben, damals, als sie aufbrachen um Frauengenug zu gründen. Ja, sie hatte zu den ersten gehört, die hierher gekommen waren. Sie hatte zu der minderheit der heterafrauen gehört unter den pionierinnen, sie hatte ihren ehemann und zwei halberwachsende söhne verlassen. Das war 40 jahre her. Vieles war anders geworden, anders als geplant in Frauengenug. Aber auch in der «alten welt» nach der HKV-katastrophe. Sie wusste nicht, ob einer ihrer männer noch lebte und ob sie blutsverwandte enkelkinder dort hatte. Nun, das war nicht mehr wichtig, sie hatte hier genügend enkeltöchter, und zwei davon wollten offensichtlich jetzt etwas von ihr! «Grossmutter sag, hab ich auch einen vater?»

Liebevoll schaute sie auf die zwei mädchen, die noch immer stossweise atmeten. Sie waren sippeschwestern und glichen sich auch äusserlich. Doch das hing wohl eher mit ihrer sonnenbraunen haut und der tatsache, dass beide braune haare hatten, zusammen, oder mit ihrem wesen. Denn mit Dalos mutter zu sprechen: verwandt waren sie nicht. «Nein, Erdwurza, du hast keinen vater.» Neugierde und ein stück enttäuschung huschten über Erdwurzas gesicht. «Aber ICH habe einen! Ich kann mich an ihn erinnern!» sagte Stadtnée

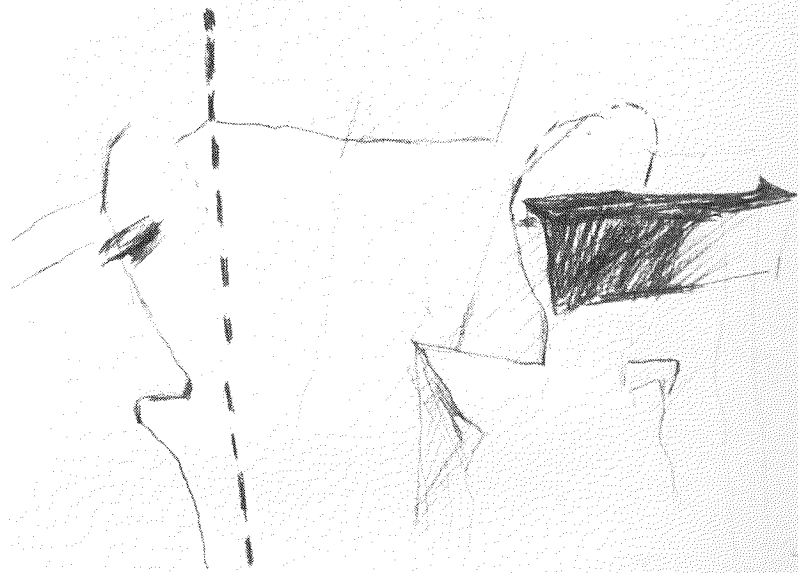
leise und leicht trotzig. «Ja, das kann sein». bestätigte jedoch Dalos und schaute das mädchen an. Es mussten etwa 7 jahre her sein, dass Stadtnée und ihre mutter im Schweinewald von Frauengenug gesichtet wurden. Oder eigentlich eher gehört wurden, wie sich Dalos schmunzelnd erinnerte. Die Schweine hatten drei tage lang krach gemacht und waren zum schluss laut grunzend auf dem weg vom wald zu den frauenhäusern gestanden. Wie sich herausstellte, hatten mutter und tochter sich vom schweinefutter ernährt. Das und vermutlich der fremde geruch hatten die tiere verwirrt. Stadtnée war damals fast sechs jahre alt gewesen. Brigitte, wie ihre mutter hiess, hatte sie im sexuellen zusammensein mit einem mann empfangen und körperlich geboren. Beides war in der «alten welt» verboten!

Schon als Dalos ihre söhne gebar, war sie in den beobachtungsstatus gerutscht und hatte einen entsprechenden ver-

frau, die durch sexuelles zusammensein schwanger wurde, hatte dies anzuzeigen, zwecks abbruch der schwangerschaft oder extrauterierung des embryos. Wer entgegen diesem gesetz ein kind körperlich gebar, musste dieses dem staate zum zwecke von sozialisationsforschungen überlassen. Zuwiderhandlung und nicht-anzeige einer zuwiderhandlung, die einer drittperson bekannt war, wurden nach § 218 neu bestraft.

Viktoria, wie Stadtnée damals hiess, war wegen ihrer ähnlichkeit mit ihrem vater aufgefallen. Nachbarn schöpften verdacht. Da meldete sich der vater freiwillig, weil er dadurch straferslass für sich beanspruchen konnte. Brigitte, alarmiert durch das wegbleiben des vaters von Viktoria, floh mit ihrem kinde. Und landete ersteinmal bei den schweinen.

Sie fanden aufnahme in Frauengenug selber, dem ältesten frauensippdorf. Durch den kürzlichen tod von zwei



merk in ihrem personalausweis erhalten. Durch sexuellen kontakt schwanger zu werden und die schwangerschaft auszutragen, war ein anzeichen möglicher staatsfeindlichkeit und auf jeden fall eine zu starke und in die falsche richtung entwickelte individuation einer frau. In vitro fertilisation, die einpflanzung ende des 4. monats und kaiserschnittgeburt war das übliche. Und rund 20% der kinder wurden schon damals ganz in den elektro-uterussen entwickelt. Dass es nicht mehr waren, hing damit zusammen, dass viele frauen keine maschinenerzeugte kinder grossziehen wollten. Und auch männer hatten schwierigkeiten, sich auf kinder einzulassen, denen sie nicht ihre eigenen gene hatten vererben können. Nach der virenkatastrophe, als so viele männer starben, ergriff sie in der panik vollends der machtwahnsinn. Sie nahmen die gesamte fortpflanzung in ihre hände. Die später nach Frauengenug geflohenen frauen berichteten, dass immer mehr frauen-einschränkende gesetze erlassen worden waren und durch ein spitelsystem durchgesetzt wurden. Eine

frauen war lebensplatz frei geworden. Viktoria und Brigitte hatten an ihrer aufnahmezeremonie einen neuen namen erhalten, Stadtnée noch zwei zusätzliche mütter und Courage eine patin.

«Grossmutter sag, warum habe ich keinen vater?» bohrte Erdwurza weiter. «Was ist überhaupt ein vater?» Dalos merkte der ungeduld der mädchen an, dass sie wieder einmal ungewollt in ihren erinnerungen versunken sein musste. Das passierte ihr in der letzten zeit immer häufiger. Ob sich wohl ihr leben dem ende zuneigte? Alt genug war sie ja. «Grossmutter!» die zwei schauten sie fragend an.

«Oh, entschuldigt ihr beiden. Ich lebe manchmal mehr in meinen erinnerungen als in der zeit hier.» Sie schaute von einer zur anderen. «Was ein vater ist, wollt ihr wissen? Hm, ja, was ist ein vater? Gar nicht so leicht zu beantworten.» «Du weisst doch sonst auch alles – wenigstens das von früher.» Die letzten worte hatte Erdwurza leise gesprochen. Die aufkeimende erkenntnis, dass auch die erwachsenen und hochangesehenen

frauen nicht alles wussten, erschreckte sie noch ein wenig. Dalos wandte sich an Stadtnée. «Was weisst du über väter?» Stadtnées blick schweifte in die vergangenheit und ihr kopf neigte sich ganz leicht zur seite. «Ja, also, kinder gleichen ihnen, auf jeden fall die besonderen.» «Er hat mich mit meiner mutter zusammen gemacht!» Wieder war dieser leichte trotzn in ihrer stimme. Ihr blick war herausfordernd auf Erdwurza gerichtet. «Ich habe es ihr schon ein paar mal erklärt», wandte sich diese hilfe suchend an die Grossmutter. «dass das nicht sein kann.» Und an ihre sipp-schwester gerichtet: «Stellst du dir vor, die hätten einen ballen lehm genommen und dich daraus geformt, oder was?» «He, nicht so stürmisch. Wenn ihr nicht lernt auf einander zu hören, wenn ihr unterschiedliche meinungen habt, könnt ihr ein problem nicht friedlich lösen. Weisst du etwas darüber, wie sie dich gemacht haben?» «Ja, mutter hat es mir versucht zu erklären – damals als wir fliehen mussten. Väter sind doch männer. Und die haben überall am körper viel mehr haare, vor allem im gesicht und auf der brust. Ja und brüste haben die eigentlich auch keine richtigen, ausser wenn ein mann ganz dick ist. Aber dafür haben sie so ein gehänge zwischen den beinen. So richtig gesehen hab ich es damals nicht. Irgend etwas wie ein würstchen. Die können steif werden. Und bei einigen männern kommt dann etwas heraus mit dem in der frau drinnen ein kind gemacht werden kann. Mutter sagte, dass wenn frau weiss, von welchem mann das zeugs in sie hineingetan worden ist, dann ist dieser mann der vater von dem kind, das sie gebärt. Aber es war verboten, dass ein mann ein vater war.» «Kannst du dich noch an *deinen* vater erinnern?» fragte Dalos. «Er war ein wichtiger mann. Ihm gehörten alle sechs frauen in unserem haus. In den meisten anderen häusern hatte ein mann nur drei oder vier. Er war gross, grösser als alle frauen und hatte ganz viele haare. Er passte den ganzen tag auf, dass die frauen arbeiteten und nichts unerlaubtes taten. Die anderen frauen waren eifersüchtig auf meine mutter, weil er sich am liebsten von ihr verwöhnen liess. Mit mir hat er ganz oft gespielt. Nur die jungs hatte er lieber. Ich bekam auch die meisten kleider geschenkt. Und ein ketteli mit einem anhänger, das ich immer bei mir trage. Es ist ein christus kreuz, hat er gesagt, und es werde mich beschützen.» Stadtnée nestelte es aus einem kleinen lederbeutel in ihrer hoesentasche. Stolz und unsicher gleichzeitig hielt sie es den zwei anderen in ihrer offenen hand hin. Diese war an den fingerkuppen ganz grünbraun. Grossmutter sah mehr diese farbe und meinte lachend zu dem mädchen: «Ich weiss, in welche arbeitsgruppe du dich als nächstes eintragen wirst.» Beide kinder sahen sie befremdet an. «Schau dir doch mal deine finger an und dann auf den boden vor dir. Du hast alles erreichbare grün zwischen den steinen hervorgezupft und zwei ästchen entlaubt. Ich

vermute, dass dir zur zeit die jätgruppe zusagen müsste.» Betreten schaute Stadtnée auf den kleinen haufen zermalmer und zerrissener grünteile, die vor ihr lagen. Doch als sie das schelmische blitzen im gesicht von Dalos sah, lachte sie erleichtert. «Ja warum nicht, wir wussten sowieso gerade nicht, was wir als nächstes tun wollten, oder?» Erdwurza nickte beipflichtend, aber sie liess sich nicht vom thema ablenken. «Stadtnée! Also für mich geht das alles noch nicht auf. Heute morgen sagtest du, ohne das zeugs von den männern gäbe es in der <alten welt> keine kinder. Und jetzt sagst du, dass es verboten war, dass ein mann ein vater war. Einmal sagst du, alle kinder hätten einen vater und dann wieder, nur du hättest einen gehabt, und dann, dass *dein* vater auch der vater von den anderen kindern in deinem hause sei, und dann, dass die anderen kinder aber noch einen anderen vater hätten, den aber niemand kennt. Da soll eine sich mal was vorstellen können.» «Also, ich meine, irgendwie stimmt es schon, aber so ganz verstehe ich es ja auch nicht», bemerkte Stadtnée kleinlaut. «Ich pfeife auf einen vater, das ist mir viel zu kompliziert. Da habe ich lieber meine drei mütter, da weiss ich, was ich habe», verkündete nun Erdwurza. «Ich habe auch drei mütter, nicht nur du», konterte Stadtnée. «Ja, aber nicht von anfang an, wie ich.» «Erdwurza, was soll das?» Grossmutter sah sie tadelnd an. «Vater hast du keinen, aber die mutter, die dich in ihrem bauche getragen hat, ist auch in zweigeschlechtlicher zeugung entstanden. Nach den sitten der <alten welt> hast du somit einen grossvater und so viele urgrossväter, wie du dir in der ahninnenreihe aufwärts nur vorstellen magst.»

Zwei glückliche augenpaare strahlten sie an. «Siehst du, dann sind wir doch gleich!» Stadtnée umarmte Erdwurza begeistert. «Danke Grossmutter!» Schon standen die zwei zappelig vor ihr. «Wir müssen zurück zum beerenpflücken. Die Frauen hatten uns weggeschickt und gemeint, wir sollen erst unser thema klären. So sei kein arbeiten mit uns.» Sie fassten sich an den händen und liefen los.

Dalos wusste nur zu gut, dass die zwei wissbegierigen mädchen wohl bald merken würden, dass ihr thema noch längst nicht geklärt war. Sie werden wieder kommen, dachte sie und enthielte weiter erbsen.

Anaba Gurtner, 52, Theologin, Studienleiterin im Gwatt-Zentrum und, wenn zeit und kraft dazu reichen: (schreibende) utopistin.

Lernen, wie man mit beiden Beinen auf der Erde träumt

Wozu Lieblingsbücher gut sind

Dorothee Dieterich

Lesen gehört zu meinen Lieblingsbeschäftigungen. Jedes neue Buch verlockt dazu, die ach so bekannte Wäsche auf der Leine hängen zu lassen und noch nicht Gedachtem oder Erfahrenem zu begegnen. Trotzdem greife ich dann, wenn das Gefühl, in einen unveränderlichen Alltag eingespannt zu sein, überhandnimmt, meistens zu Büchern, die schon fast aus dem Leim gehen. Meine Lieblingsbücher lese ich nochmal und nochmal, obwohl ich die Handlung, die Personen längst kenne, sie abschnittsweise auswendig zitieren kann. Was berührt mich daran so, dass wiederholtes Lesen nicht langweilig wird? Lieblingsbücher verschenke ich gerne, leihe sie aber kaum aus – ich brauche sie um mich. Was ist das Besondere an ihnen? Einiges lässt sich leicht aufzählen: sie sind spannend, vielschichtig, ihre Sprache gefällt mir. Ich finde mich oder einen Teil von mir in ihnen wieder. Sie sprechen Gedanken aus, die mir wichtig sind, die ich aber nicht recht formulieren kann. Und: ich lese sie als Utopien, verwende sie als Nahrungsmittel für meine sich immer wieder im Nebelhaften auflösenden Vorstellungen davon, was und wie Leben sein könnte/sollte.

Ich habe drei meiner Lieblingsbücher mit der Frage, was die utopischen Züge an ihnen seien, nochmals gelesen:

Christa Wolfs *Kassandra*, Im Tempel meines Herzens von Alice Walker und *Jacke wie Hose* von Rita Mae Brown.

Kassandra

Die Trojanische Seherin denkt in den letzten Stunden ihres Lebens über sich und die Geschehnisse der letzten Jahre nach. Dabei reflektiert sie nicht nur, was Vorkrieg und Krieg ermöglichte und unterstützte, sondern erzählt auch, wie während des Krieges eine Gegenkultur entsteht, wie eine wachsende Gruppe Menschen aufhört, auf eine bessere Zukunft zu warten und inmitten des Untergangs zu leben beginnt. Kassandra ist eine ungeheuer dichte Erzählung. Verwoben in die endlose Kette von Sieg und neuer Vernichtung erscheint so ein Bild, in dem «das andere», das sie zwischen ihren Unterscheidungen zerquetschen, das Dritte, das es ihrer Meinung nach überhaupt nicht gibt,

das lächelnde Lebendige, das imstande ist, sich immer wieder aus sich selbst hervorzubringen», Raum gewinnt.

Im Tempel meines Herzens

Eine Inhaltsangabe dieses Romans zu schreiben ist nahezu so sinnlos wie der Versuch, ein Musikstück in einem Akkord zusammenzufassen. Ein äusserst kunstvoll gewobenes Netz von Geschichten zieht sich über drei Kontinente und unbegrenzbare Zeiträume. Knotenpunkte darin sind die beiden Paare Carlotta – Arveyda und Fanny – Suwelo. Sie erleben alle vier im Lauf des Romans einen grossen Veränderungsprozess. Zentral ist dabei Miss Lissie, eine alte Frau, die sich sicher durch viele Leben bewegt. In immer neuen Ansätzen geht es um das Zusammenleben von Menschen, um Rassismus und Sexismus, um eine lebensfreundliche Religion und Kunst, um die Suche nach den eigenen Wurzeln und die Möglichkeit, alte Denkgewohnheiten aufzugeben und sich dem Leben zu öffnen. Trotz der grausamen Gewaltgeschichten, die unbeschönigt miterzählt werden, ist *Im Tempel meines Herzens* wie ein Lied auf die unbezähmbare Liebe zum Leben.

Jacke wie Hose

Im Mittelpunkt des Romans steht der unaufhörliche Streit der beiden Schwestern Julia und Louise. Indem ihre Geschichte und die der Personen, die mit ihnen zu tun haben, erzählt wird, entsteht ein Porträt der amerikanischen Kleinstadt Runnymede zwischen 1905 und 1980. Das Buch ist witzig, der Ton oft frivol bis blasphemisch, die politisch moralische Haltung der zahlreichen Hauptpersonen oft fragwürdig. Doch es ist mit einer Lebendigkeit angefüllt, die alle üblichen Grenzen eines Kleinstadtlebens verschiebt. Kein Wunder, dass sich die fromme, um Ordnung bemühte Louise ab und zu fragt, wie sie «in diesen Haufen geraten» sei: «Celeste und Ramelle waren ein Liebespaar, Ramelle hatte soeben ein Baby von Curtis bekommen. Fairy Thatcher las seltsame Bücher und zitierte sie unablässig. Fannie soff wie ein Loch, und Idabelle war so fett, dass sie, falls sie auf dem Weg stolperte, die ganze Strecke hinunterrollen würde.» Trotz aller Aufregung und Streitereien sind es aber gerade die herzlichen Beziehungen, die Runnymede zu einer besonderen Stadt machen. Trotz der teilweise dramatischen Zeitumstände durchzieht das ganze Buch eine ursprüngliche Lebenslust. So wirkt auch der Schluss glaubhaft, der erzählt, wie Ulias Adoptivtochter Nickel von Mutter und Tochter beim Dachreparieren beobachtet wird: als Nickel das Geläster und Gelächter von unten hörte, da wusste sie tief in ihrem Innern, dass sie der Zukunft vertrauen konnte, weil diese beiden Frauen sie ihr geschenkt hatten. Sie breitete die Arme aus wie ein Vogel seine Schwingen und umfing das Sonnenlicht. «Fall nicht runter», brüllte Julia. Weinend vor Glück erwiderte Nickel: «Alles ist möglich. Weitersagen.»

Ich war bemüht, drei möglichst verschiedenartige Bücher auszusuchen. Es ist wohl kaum ein Zufall, dass sie dennoch einige Gemeinsamkeiten haben: Alle sind gekennzeichnet durch einen klaren, nüchternen Realitätssinn. Nirgends begegnet geschönte, überzuckerte Wirklichkeit, es wird nie behauptet, dass ja alles nicht so schlimm sei. Im Gegenteil: es ist so schlimm – aber das ist noch lange nicht alles. Neue, andere Entwürfe und vor allem eine tiefe Liebe zum Leben werden dagegensetzt. So verliert auch keines der Bücher den Bezug zum gewöhnlichen Alltag. Das ist mit ein Grund, warum ich sie spannend finde – neue Weltentwürfe, in denen meine Lebensbezüge nicht vorkommen, langweilen mich meistens. Keines der Bücher braucht die Darstellung von Gewalt und Unrecht als Hintergrund für die Heldentaten der «Guten». Was an Schrecklichem erzählt wird, musste nicht erfunden werden, um der Langeweile zu entkommen. Es gehört zur Realität und ist Grund zum Widerstand – aber kein Grund, die Liebe zum Leben aufzugeben. Auf drei Elemente, möchte ich näher eingehen: auf die Schilderung von Frauenbeziehungen, die Geschlechterbeziehung und den Umgang mit Konflikten.

Frauenbeziehungen

Die Vorstellung davon, wie es wäre, wenn Frauen einander so wichtig nähmen wie ihre Männer/Väter/Vorgesetzten etc. ist fast zwangsläufig ein Element einer feministischen Utopie. *Jacke wie Hose* entwickelt in dieser Hinsicht ein ziemlich klares Bild. Männer gibt es in Runnymede genauso wie überall sonst – nur spielen sie anscheinend keine besondere Rolle. Handlungsträgerinnen sind die Frauen. Zwischen ihnen besteht ein gut funktionierendes Beziehungsnetz, wobei die Beziehungen sich ganz verschiedenartig gestalten.

Eine der zentralen Figuren ist Celeste. Sie lebt mit ihrer Geliebten Ramelle zusammen, verbringt viel Zeit mit ihren alten Collegefreundinnen Fannie und Fairy, die beide verheiratet sind, sich aber für ihre Männer in keiner Weise interessieren. Ausserdem ist sie nicht nur praktisch, sondern auch emotional auf Cora angewiesen, die bei ihr als Dienstmädchen arbeitet, und da sie von Celestes Reichtum und Bildung keineswegs beeindruckt ist, ihr die nötige Wärme und Bodenständigkeit mitbringt. Ob es sich um Feste oder gegenseitige Hilfe handelt: dieses Frauen-Netz (das natürlich noch zu erweitern wäre) trägt. Theoretische Appelle an die Wichtigkeit von Frauenbeziehungen kommen nicht vor. Sie werden, mitsamt all den ideologisch so unerträglichen Bestandteilen wie Neid, Eifersucht, Streit und Abhängigkeit, einfach gelebt. Dass dies möglich ist, kommt mit daher, dass moralische Wertungen, aus welcher Ecke auch immer, regelmässig durchkreuzt werden. So z.B. Coras Reaktion, als sie gezwungenermassen Ramelle und Celeste zuhört, die zwar als Paar zusam-

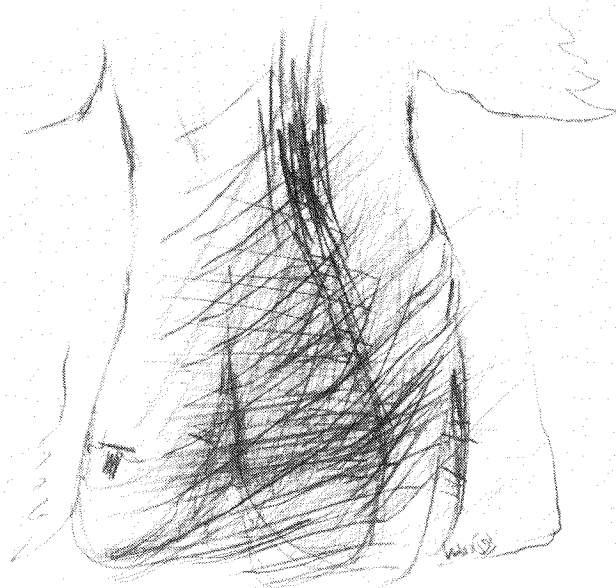
menleben, aber nie darüber reden und sich nun gegenseitig zu entschuldigen versuchen: «Was soll euer Gezanke eigentlich? Ich sehe nichts als Liebe. Davon gibt es viel zu wenig auf der Welt.» Das ständige Überschreiten von Denkgewohnheiten kennzeichnet auch das freie Zusammenleben der Frauen in *Kassandra*. Diese Frauengemeinschaft, die der immer starrer werdenden Macht- und Gewaltstruktur ein lebendiges Beziehungsgefüge entgegensetzt, ist für jede Einzelne die Chance ihres Lebens: «Jede von den Frauen am Skamender, so sehr verschieden wir auch voneinander waren, fühlte, dass wir etwas ausprobierten. (...) Wir sahen uns nicht als Beispiel. Wir waren dankbar, dass gerade wir das höchste Vorrecht, das es gibt, geniessen durften, der finstern Gegenwart, die alle Zeit besetzt hält, einen Streifen Zukunft vorzuschieben». Wenn sich Frauen dort zu Paaren zusammenfinden, ihre Leidenschaft füreinander entdecken, so erweckt dies auch nicht den Eindruck einer «Notlösung». Im Gegenteil: da es keine gesellschaftlich vorgegebenen Grenzen und Regeln mehr gibt, ist auch die Liebe frei.

Geschlechterbeziehung

In *Kassandra* zeigt sich auch der Zusammenhang von Krieg und Sexismus: «Wenn man es recht betrachtete – nur traute niemand sich, es so zu sehen – schienen die Männer beider Seiten verbündet gegen unsere Frauen.» Viele der Frauen fliehen daraufhin in die Frömmigkeit. «Im Tempel beteten sie mit einer Inbrunst, die mir nicht gefiel, weil ihnen ihr Gott Apoll Ersatz sein sollte für gestohlenen Leben». Zugleich beginnt aber auch das freie, selbstbestimmte Leben in den Höhlen damit, dass die Sklavin Achills sich weigert, zu ihrem Herrn zurückzukehren.

Zu der Frauengemeinschaft kommen im Laufe der Zeit auch Männer: seelisch und körperlich vom Krieg verwundet oder unbeherrschbar, wie Anchises, der mit seinem unbestechlichen Verstand und seiner Heiterkeit Gegenbild des düster umnebelten Königs wird. Die Männer, die mit in den Höhlen leben, haben keine besondere Rolle. Sie lassen sich auf den Versuch ein, anders, lebendiger zu werden. «Wir waren gebrechlich. Da unsere Zeit beschränkt war, konnten wir sie nicht vergeuden mit Nebensachen. Also gingen wir spielerisch, als sei uns alle Zeit der Welt gegeben, auf die Hauptsache zu, auf uns.» Das Gegenbild dazu sind die siegenden Griechen. Ihre Brutalität ist die Aussenseite ihrer Schwäche, die sie nicht anzusehen wagen. «O, dass sie nicht zu leben verstehen. Dass dies das wirkliche Unglück, die eigentlich tödliche Gefahr ist – nur ganz allmählich hab ich es verstanden.»

Die beiden Männer, die auf der persönlichen Ebene anders sind (Anchises und Aeneias), werden – so wird es in Aussicht gestellt – durch den Lauf der Geschichte gezwungen sein, sich in Helden zu verwandeln. So ist die Chan-



ce, die Cassandra für ein Weitergehen ihrer Vision sieht, gering. «Ich glaube, dass wir unsere Natur nicht kennen. Dass ich nicht alles weiss. So mag es, in der Zukunft, Menschen geben, die Sieg in Leben umzuwandeln wissen.»

Alice Walker scheint dagegen sehr viel optimistischer. Sie beschreibt – auf der persönlichen Ebene – eine Menge absolut ungewöhnlicher Beziehungen. Da sind z.B. Miss Lissie und Mr. Hal, die seit -zig Jahren miteinander verheiratet und von Kind auf miteinander befreundet sind. Mr. Hal erschrickt bei der schweren Geburt seiner ersten Tochter so sehr, dass seine Sexualität damit erlischt. Er kann und will nie mehr etwas damit zu tun haben – ganz im Gegenteil zu Lissie. Trotzdem ist er es, der ihr ihre folgenden vier Kinder zur Welt bringen hilft. «Ich wollte ja auch gern mit ihr zusammensein. Mit der Zeit half ich ihr sogar richtig gern dabei, ihre Kinder zur Welt zu bringen, und die Kinder selbst liebte ich auch. Wir kamen sozusagen zu einem Einvernehmen. Aber auf dem Weg dorthin durchschritten wir beide ein Meer von Schmerzen.» Oder Arveyda, der zunächst «ganz normal» mit Carlotta verheiratet ist, sich dann aber heftig in ihre Mutter verliebt, und bei einer gemeinsamen Reise deren Geschichte erfährt. Carlotta vergräbt sich in ihren Schmerz und will nichts von ihm wissen. «Es ist gleichgültig, ob du mich liebst oder nicht. Aber lass mich dir wenigstens das Geschenk machen, dass du durch mich deine Mutter kennenlernst – das könntest du, glaube ich, ohne mich nicht haben, weil sie dir die Geschichte nicht erzählen würde. Sie schämt sich zu sehr.» Die Beispiele liessen sich vermehren. Durch dieses selbstverständliche Erzählen von aussergewöhnlichen Beziehungen wird jedes Schema in Frage gestellt.

Neben den persönlichen Beziehungsgeschichten wird auch immer wieder grundsätzlich das Zusammenleben von

Männern und Frauen diskutiert. In den frühen Erinnerungen von Miss Lissie leben Männer und Frauen gewöhnlich getrennt. «Es ist interessant zu beobachten, dass Mütter und Väter heute wieder dazu übergehen, einander nur besuchsweise zu sehen und nicht längere Zeit zusammen zu leben. Nur so kann Freiheit aussehen, solange der Mann noch das Verlangen verspürt über Frauen und Kinder zu herrschen oder ständig seine Kompetenz unter Beweis zu stellen.» Allerdings erinnert sie sich gleichzeitig daran, wie sie sich mit ihrem Geliebten gegen die Trennung der Geschlechter auflehnte und gegen alle Tradition eine Kleinfamilie gründete... Fanny und Suwelo, die nach einer Zeit der Trennung wieder zusammenleben wollen, versuchen ein drittes Modell: «Ihr Vorbild ist das prähistorische Zeremonienhaus der Ababa – eine Bauform, die dem alten matriarchalischen Denken entstammte, aber den ersten heterosexuellen Haushalt überhaupt beherbergte. Es hat zwei Flügel, jeder in sich komplett und in der Mitte einen grossen Wohnraum und eine kleine Kochnische. Jeder müsse frei bleiben, hatten die Ababa gemeint. Das sei das Allerwichtigste. Und so hatten sie eine Behausung in der Form eines Vogels entworfen.»

Im Tempel meines Herzens bietet nicht die eine richtige Idee an, sondern beschreibt eine Vielzahl von Möglichkeiten. Und geht grundsätzlich davon aus, dass Menschen in der Lage sind, sich zu verändern, beziehungsfähig zu werden.

Konflikte

In meinen Träumen gibt es keinen Streit. Kein Wunder – ich gehe Konflikten möglichst aus dem Weg –, auch wenn ich weiss, dass vermiedene Konflikte im unpassendsten Moment wiederkehren. Beziehungen, in denen jedem Konflikt aus dem Weg gegangen wird, finde ich oft anstrengend oder langweilig. Freundschaften, in denen

Streit Platz hat, sind viel spannender und entspannender. Der Traum vom konfliktfreien Leben ist vermutlich eine kranke Utopie. In allen drei Büchern sind Konflikte an der Tagesordnung.

Der Streit zwischen Louise und Julia durchzieht in *Jacke wie Hose* das ganze Buch. Auch sonst wird unter den Frauen reichlich und herzlich gestritten.

Ganz anders laufen die Konflikte mit dem Munitionsfabrikanten Rife, der immer skrupelloser, reicher und in der ganzen Stadt verhasster wird. Oppositionsversuche enden oft tödlich. Nur Fannie gelingt es, in ihrem Alter ihm wenigstens winzige Sozialleistungen abzutrotzen. Hier geht es um nackte Macht: dass Celeste einen der Rifés kurzerhand erschiess, zeigt, wie sich auch die Frauen in das Machtspiel einbeziehen lassen. Glücklicherweise wird sie dadurch nicht zur Heldin.

In *Kassandra* kommt zu den Konflikten miteinander die Schilderung des inneren Konflikts, der Cassandra zeitweise fast zu vernichten droht. Als Königstochter und Seherin sieht sie zwar, wie die Kriegsvorbereitung und schliesslich der Krieg immer mehr zur Selbstvernichtung Trojas führt, kann aber ihre Loyalität zum Königshaus nicht aufgeben. «Darum, beteuerte ich, ging es auch mir. (...) Dachte, sie und ich, wir wollten noch dasselbe. Und welche Freiheit dann das erste Nein. Nein, ich will etwas anderes.» Der Konflikt in ihr löst sich, in dem sie ihn nach aussen bringt. Auch so lange sie in der dunklen Einzelzelle gefangen sitzt, kommt sie zu keinem anderen Ergebnis: «Sie hatten recht und mein Teil war Nein zu sagen.» Die Voraussetzung für diese Eindeutigkeit ist, dass sie inzwischen zu der Gruppe derer, die in den Höhlen leben, gehört. Auch hier gehört Streit zum alltäglichen Leben. Aber eben Streit, nicht Machtausübung. Streit, als Form ernsthafter Auseinandersetzung, ist die Kehrseite der Freiheit und keineswegs lebensfeindlich, sondern hält das Leben spannend.

Bei allen drei Büchern und bei allen Fragestellungen ist mir wichtiger als das Angebot einer konkreten Vorstellung, dass Wahrnehmungsgrenzen verschoben werden. In ihrer Verschiedenheit sind sie mir ähnlich lieb. *Kassandra* bringt mich zum Nachdenken, *Im Tempel meines Herzens* zum Staunen und *Jacke wie Hose* zum Lachen. All dies scheint mir notwendig bei dem Versuch zu lernen. «wie man mit beiden Beinen auf der Erde träumt».

Dorothee Dieterich ist Theologin, Leiterin der Beratungsstelle für Frauen der evangelisch-reformierten Kirche Basel und Mitredaktorin der FAMA.

«Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen schwarzgoldene Augen haben, sie werden die Schönheit sehen, sie werden vom Schmutz befreit sein und von jeder Last, sie werden sich in die Lüfte heben, sie werden unter die Wasser gehen, sie werden ihre Schwielen und Nöte vergessen. Ein Tag wird kommen, sie werden frei sein, es werden alle Menschen frei sein, auch von der Freiheit, die sie gemeint haben. Es wird eine grössere Freiheit sein, sie wird über die Massen sein, sie wird für ein ganzes Leben sein . . .

Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen die Savannen und die Steppen wiederentdecken, hinausströmen werden sie und ihrer Sklaverei ein Ende machen, die Tiere werden unter der hohen Sonne zu den Menschen treten, die frei sind, und sie werden in Eintracht leben, die Riesenschildkröten, die Elefanten, die Wisente, und die Könige des Dschungels und der Wüste werden sich mit den befreiten Menschen vereinbaren, sie werden aus einem Wasser trinken, sie werden die gereinigte Luft atmen, sie werden sich nicht zerfleischen, es wird der Anfang sein, es wird der Anfang sein für das ganze Leben . . .

Ein Tag wird kommen, an dem die Menschen rotgoldene Augen und siderische Stimmen haben, an dem ihre Hände begabt sein werden für die Liebe, und die Poesie ihres Geschlechts wird wiedererschaffen sein . . .

und ihre Hände werden begabt sein für die Güte, sie werden nach den höchsten aller Güter mit ihren schuldlosen Händen greifen, denn sie sollen nicht ewig, denn es sollen die Menschen nicht ewig, sie werden nicht ewig warten müssen . . .» (4)

Ingeborg Bachmann

Eine kühne Idee

«Gekannt werden – der inständige Wunsch von Frauen, die nicht durch den Mann, sondern durch sich selber leben wollen. (. . .) Eine kühne Idee, zwischen Mann und Frau könnten andre Beziehungen walten als die von Herrschaft, Unterordnung, Eifersucht, Besitz: gleichberechtigte, freundschaftliche, hilfreiche. Schwester sein, Freund (die männliche Form!) – unerhörte Angebote.» (1)

Christa Wolf

Frau. Mann

«Sie mustern sich unverhohlen. Nackte Blicke. Preisgabe, versuchsweise. Das Lächeln, zuerst bei ihr, dann bei ihm, spöttisch. Nehmen wir es als Spiel, auch wenn es Ernst ist. Du weisst es, ich weiss es auch. Komm nicht zu nah. Bleib nicht zu fern. Verbirg dich. Enthülle dich. Vergiss, was du weisst. Behalte es. Maskierungen fallen ab, Verkrustungen, Schorf, Polituren. Die blanke Haut. Unverstellte Züge. Mein Gesicht, das wäre es. Dies das deine. Bis auf den Grund verschieden. Vom Grunde her einander ähnlich. Frau. Mann.» (2)

Christa Wolf

Trost-Aria

Endlich bleibt nicht ewig aus
Endlich blüht die Aloe
Endlich trägt der Palmbaum Früchte
Endlich wird der Schmerz zunichte
Endlich sieht man Freudental
Endlich, endlich kommt einmal. (3)

Christa Wolf

Gute Botschaft der Valeska

«Da begann sie mit der Aufzeichnung der guten Botschaft.

Und vergass beim Schreiben Essen, Angst und Vorsicht.

Also dass sie ein Klingelzeichen von ihren Vorsätzen ab dazu bringen konnte, die Wohnungstür zu öffnen. Rudolf stand vor ihr. Trat ein wie gewöhnlich. Küsste Valeska wie gewöhnlich. Legte seine und ihre Kleider ab wie gewöhnlich.

Später fiel Valeska ein, dass sie Angst haben musste. Später fiel Rudolf auf, dass die nackte Valeska verkleidet war. Da erkannten sie, dass sie notfalls die Bilder entbehren konnten, die sie sich voneinander und die andere für sie gemacht hatten.

Da wussten sie, dass sie einander liebten. Persönlich – Wunder über Wunder.

Um die landläufigen moralischen Vorstellungen nicht zu verletzen, legte Valeska übrigens die männliche Körperform während des Beischlafs vorübergehend ab. Indem sie einen Esslöffel Baldriantinktur schluckte und sich für einen Augenblick konzentriert als aus einer männlichen Rippe gefertigt vorstellte. Rudolf liebte den penetranten Geruch aus unerotischen Gründen. Er hoffte jedesmal, dass Valeska den weiblichen Zustand anschliessend noch eine Weile beibehielte. Weil er sich mal von der jetzt selbstverständlichen Gerechtigkeit bei der Verteilung häuslicher Pflichten erholen wollte. Valeska entsprach seinem Wunsch bisher nicht. Sie legte den männlichen Körper wieder an mittels Kaffee, Gesicht des eignen Gesichts und Worten, wie angegeben.» (5)

Irmtraud Morgner

Ein neuer Himmel und eine neue Erde

«Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, auch das Meer ist nicht mehr. Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott her aus dem Himmel herabkommen; sie war bereit wie eine Braut, die sich für ihren Mann geschmückt hat – sie war voll Entzücken wie ein Bräutigam, der seine Frau erblickt.

Da hörte ich eine laute Stimme vom Thron her rufen: Seht, die Wohnung Gottes unter den Menschen! Gott wird in ihrer Mitte wohnen und sie werden ein Volk sein und Gott wird bei ihnen sein. Sie wird alle Tränen von ihren Augen abwischen; der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn das was früher war, ist vergangen.

Und Gott sprach: Seht, ich mache alles neu. Und sie sagte: schreib es auf, denn diese Worte sind wahr und zuverlässig – sie sind in Erfüllung gegangen. Ich bin das Alpha und Omega – der Anfang und das Ende. Alle, die durstig sind, werde ich umsonst aus der Quelle trinken lassen, aus der das Wasser des Lebens strömt. Ich werde euer Gott sein und ihr werdet meine Töchter und Söhne sein.

Apk 21.1-7

1) Christa Wolf, *Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderrode – ein Entwurf*, Darmstadt/Neuwied 1981, 20f.

2) Christa Wolf, *Kein Ort. Nirgends*, Darmstadt/Neuwied 1981, 108f.

3) Christa Wolf, *Sommerstück*, Frankfurt a.M. 1989, 18f.

4) Ingeborg Bachmann, *Malina*, Frankfurt a.M. 1981, 123f.; 142.

5) Irmtraud Morgner, *Gute Botschaft der Valeska in 73 Strophen*, in: Sarah Kürsch/Irmtraud Morgner/Christa Wolf, *Geschlechtertausch. Drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse*, Darmstadt/Neuwied 1980, 61ff.

An jenem Tag...

Li Hangartner

Gewissheit nicht. Aber Sehnsucht.
Sehnsucht nach dem, was nicht ist.
Nach dem, was nicht sein wird.

Die Hand greift nach dem Blau des Himmels, das die Erde umhüllt.
Ein Riss zwischen den Wolken, hindurchzusehen.

Es schmerzt die Ahnung dessen, was sein könnte, das bruchstückhafte Wissen, das wir uns bewahrt haben vom Mensch-Sein.

Das Licht hinter den Wolken hält den Traum wach, dass wir einmal zusammenkommen, gedrängt von der Liebe und der Zärtlichkeit unserer Umarmungen.

An jenem Tag werden die Bräute aus ihrer Starrheit erwachen. Sie warten nicht mehr länger – auf den Bräutigam, die Kinder, das Eigenheim.

Sie lassen sich berühren von der Fremdheit der anderen, flechten einander all die Geschichten ins Haar von den starken und klugen Frauen. Die Männer beenden ihre Knabenspiele, die ihnen die Welt bedeuten, sie schauen nicht mehr auf ihre Banken, Fabriken und

Denkmäler des technischen Fortschritts, sie reißen die Mauern nieder, die sie um sich errichten.

Sie kümmern sich nicht mehr um die Altäre, auf denen ihre Hände opferten.

An jenem Tag wird der Soldat auf dem Schlachtfeld innehalten; die Schwerter zu Pflugscharen geschmiedet, verwandelt sich die Erde in fruchtbares Ackerland.

An jenem Tag wird der Wolf bei dem Lamm wohnen und der Panther bei dem Böcklein lagern.

Kalb und Löwenjungen weiden gemeinsam, ein kleines Mädchen kann sie hüten.

Der Löwe nährt sich wie das Rind von Stroh.

Der Säugling spielt am Schlupfloch der Otter, und in die Höhle der Natter streckt das entwöhnte Kind seine Hand.

Nie mehr versiegen werden die Wasser, Menschen und Tiere trinken aus derselben Quelle.

Einträchtig beieinander leben sie und teilen sich die Früchte der Erde.

An jenem Tag wird über denen, die im Land der Dunkelheit wohnen, ein Licht erstrahlen.

Aus den Gräbern steigen sie auf, mit goldenem Haar.

Narben zeugen von erlittenen Qualen, doch vorüber sind Not und Entbehrungen.

Friede leuchtet auf ihren Gesichtern und ohne Rache schauen ihre Augen. Leicht sind ihre Schritte und harmonisch ihre Bewegungen, sie können tanzen, sie können fliegen, befreit von Schmerz und jeglichem Zwang.

An jenem Tag wird das geraubte Gut in den Häusern der Reichen unter die Armen verteilt.

Es hat genug für alle, immer wird es genug haben.

Es wird kein Versteck für niemanden mehr geben, alle wissen, dass dies ihre Erde ist, der gemeinsamen Sorge anvertraut.

An jenem Tag wird der Kormoran zitternd seine Schwingen ausbreiten und zum Flug ansetzen.

Die verdorrte Hand des Henkers wird zärtlich die Stirn des Kindes berühren, die Zunge des Verräters Worte sprechen, klar wie Wasser.

Herrscher und Beherrschte werden einander umarmen, Feindinnen und Feinde sich die Hand zum Frieden reichen. Frauen und Männer werden die Schönheit ihres Geschlechts wiedererkennen und ihre Hände die Sprache der Liebe neu erlernen.

Die Zärtlichkeit und die Lust aufeinander werden ihre Lehrerinnen sein.

Sie werden nichts mehr wissen von Ausbeutung und Gewalt.

An jenem Tag werden die Menschen die Kraft zu heilen wiedererlangen, ihre Hände werden sich öffnen, die kostbarsten aller Güter werden ihnen wie Sterntaler in den Schoß fallen.

An jenem Tag werden sie ihren Schöpfer schauen und, geborgen in der göttlichen Umarmung, sich nähren vom nie versiegenden Quell Ihrer Weisheit und Güte.

Nicht mehr länger warten sollen sie. Warten auf das ganz Andere.

An jenem Tag soll der Anfang allen Lebens sein...

Gewissheit nicht. Aber Sehnsucht.
Sehnsucht nach dem, was nicht ist.
Nach dem, was nicht sein wird.

Li Hangartner ist Theologin, Redaktorin/Mitherausgeberin der FAMA, Mitarbeiterin im Romero-Haus und der Frauenkirchenstelle in Luzern.



Lesen und/oder Wiederlesen, unter diesem Stichwort wollen wir FAMA-Redaktorinnen eine subjektive und im Stil unterschiedliche Annäherung an Frauen-Science-Fiction-Bücher zusammenstellen. Die folgenden Seiten sind weder eine systematische Einführung noch eine umfassende Bücherliste oder wissenschaftliche Besprechungen der wichtigsten Bücher, sondern eine Zusammenstellung von Hinweisen, Kommentaren, Empfehlungen – mehr oder weniger zufällig zusammengekommen durch die persönliche Auswahl einiger FAMA-Frauen. Wir haben gelesen, gesammelt und geschrieben über das, was uns gefallen hat oder was uns aufgefallen ist.

Buchbesprechungen

Das Ufer der Frauen

«Welche (utopischen) Vorstellungen der Geschlechterbeziehung werden in Science Fiction von Frauen entwickelt?» hiess die für dieses FAMA-Heft gestellte Frage, die ein paar von uns Redaktorinnen anhand von zufällig ausgewählten Büchern untersuchen sollten. So packte ich denn nicht nur einen Stoss von Frauenkrimis und Romanen in mein Feriengepäck, sondern für einmal auch einen Science Fiction. Glücklicherweise erwies sich die Pflichtlektüre als Vergnügen. Wenn auch nicht von grosser literarischer Qualität, so war das 768 Seiten umfassende Buch das *Ufer der Frauen*, das ich aufgrund seines Klappentextes gekauft hatte, immerhin so spannend geschrieben, dass ich es an zwei verregneten Ferientagen in der Bretagne regelrecht verschlang.

Doch nun zum Inhalt des Buches, den ich hier nur in groben Linien skizzieren kann. Nachdem ein Nuklearkrieg die Erde verwüstet hat, haben sich die überlebenden Frauen daran gemacht, die menschliche Zivilisation wieder aufzubauen, und dafür gesorgt, dass nie wieder Männer an die Macht gelangen können, weil sie für die schreckliche Katastrophe verantwortlich waren. Die Frauen bauten befestigte Städte, in denen sie sich seitdem verschancen und sowohl Wissenschaft wie Technik in ih-

ren Händen behalten, während die Männer als Nomaden und Jäger draussen in der Wildnis ihr Leben fristen müssen. Um die Männer ruhig zu halten und sie emotional an sich zu binden, errichteten die Frauen draussen Heiligtümer, in denen sie den Männern von Zeit zu Zeit mittels «Gedankenübermittler» in Visionen als «Göttinnen» erscheinen und ihnen eine erotische «Segnung» zuteil werden lassen. In den Heiligtümern werden zudem jene Männer ausgewählt, die ab und zu als Samen-spender in die Stadt gerufen werden.

Die Stadt wird von den «Müttern der Stadt» geleitet, einer Gruppe von Frauen, die für das Wohl der Bewohnerinnen sorgen. Technik und Wissenschaft verwalten und im Gegensatz zu den anderen Frauen nicht nur Mädchen, sondern auch Knaben zur Welt bringen müssen, die dann im Knabenalter ihren Vätern draussen übergeben werden. Soviel in aller Kürze zur Ausgangssituation der Geschichte, die mit der Verbannung einer der «Mütter der Stadt» und ihrer Tochter beginnt. Die Mutter hat eines der schlimmsten Verbrechen begangen: sie hat das Leben einer anderen Frau bedroht, und ihre Tochter hat ihre Tat gedeckt. Beide werden zur Strafe aus der Stadt in die Wildnis draussen, also in den sicheren Tod getrieben. Doch Birana, die Tochter, überlebt, schliesst sich für kurze Zeit – als Göttin verehrt – einer Gruppe von Männern an, bis sie eines Tages mit Arvil flieht, der sie im Auftrag der Mütter der Stadt hätte töten sollen. Und damit beginnt der Hauptteil des Romans, der von der Auseinandersetzung und langsamen Annäherung zwischen Arvil, dem unzivilisierten, gefährlichen und fremden Wesen Mann, und Birana, der mutigen und wissenden Göttin bzw. Frau, erzählt.

Birana lernt von Arvil alles, was es zum Überleben draussen braucht, Tiere jagen, ausnehmen und häuten, mit Waffen kämpfen, und teilt umgekehrt ihr Wissen mit ihm, erklärt ihm die Schrift und Mathematik und erzählt ihm die Wahrheit über die Göttin bzw. die Frauen, die er im Zusammensein mit ihr bereits zu ahnen begann. Auf der Reise zum anderen Ufer, die abwechselungsweise aus der Sicht von Birana und Arvil geschildert wird, auf der Suche nach einer Zufluchtsstätte, wo andere verbannte Frauen, wie Birana hofft, als Überlebende miteinander wohnen, beginnen Arvil und Birana eine andere, neue Form von Beziehung zwischen Mann und Frau zu entwickeln: einen dritten Weg zwischen der Beherrschung der Frauen durch die Männer wie in der Vergangenheit und der totalen Separierung der Frauen von den Männern wie in der Gegenwart – eine Freundschaft und eine Liebe zwischen Mann und Frau, die nicht versklavt, in der jede und jeder Kraft vom anderen bezieht und mehr wird, als sie und er vielleicht allein je sein könnte.

Die Schilderung ihrer wachsenden Liebe und ihrer zärtlich-leidenschaftlichen erotischen Begegnungen, in denen bei-

de lernen, einander gegenseitig höchste Lust zu verschaffen, hat mir, um ehrlich zu sein, an diesem Buch fast am besten gefallen und kann heute vielleicht nur noch in einem Science Fiction in solch romantischer Weise erzählt werden. Doch gleichzeitig setzt hier auch meine Kritik am Buch an. Denn dieser dritte Weg wird nur als *individuell* gelebte neue Möglichkeit gezeigt (und als solche ist sie mir selber ja auch heute nicht ganz unbekannt); der Roman zeigt jedoch keinen Weg, wie diese herrschaftsfreie Beziehung von Birana und Arvil, die diese nur auf der Flucht leben können, zu einer neuen *gesellschaftlichen* Form des Zusammenlebens zwischen Frauen und Männern entwickelt werden könnte – ohne dass, wie die Mütter der Stadt befürchten, die Männer sofort wieder die Macht über die Frauen an sich reissen.

Das Buch endet mit der Frage, ob eine Gesellschaft, die sich Frieden und Harmonie durch die Aussperrung der Väter, Söhne und Brüder erkaufte und allen Zweifel an der Berechtigung des jetzigen Zustands verdrängt, nicht langfristig erstarrt und ob nicht vielleicht die Zeit gekommen wäre, dass die Frauen drinnen und die Männer draussen sich ändern und zu einer neuen Daseinsform gelangen. Schade, dass dieser Teil der Geschichte ungeschrieben geblieben ist. Für mich hätte damit der Science Fiction erst wirklich begonnen ...

Doris Strahm

Pamela Sargent, *Das Ufer der Frauen*, Heyne Science Fiction, München 1993.

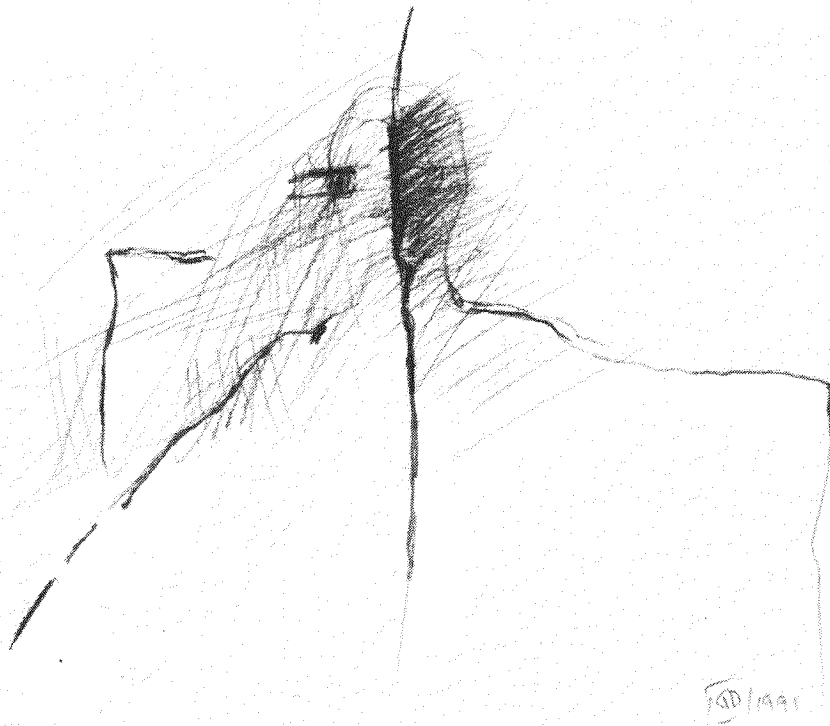
Wandern im Wanderland

(Wieder-)Lesen steht im Protokoll. Keine Lust auf Wieder- sondern Lesen in der warmen Sonne Südfrankreichs, neugierig, was feministische Utopien heute sind.

Doch im Frauenbuchladen an der Gerechtigkeitsgasse ernte ich auf meine Frage ein bedauerndes Lächeln: «Das Tablar gibt's nicht mehr.» Ausser ein paar Fantasy-Schinken von Marion Zimmer Bradley ist nichts zu finden. «Krimis!» sagt sie, «Krimis, die sind gefragt.»

Die Detektivin, die immer schon anders war als alle andern und als alle anderen gegen den Vietnamkrieg protestieren, sich auf die andere Seite schlägt (nichts da mit *Phantasie an die Macht*), bei der Polizei landet und solide ihr Handwerk lernt – Gott sei Dank – weshalb sie heute, wo an die Macht der Phantasie längst keine mehr glaubt, die Welt von Kinderschändern und Vergewaltigern befreit, was ja auch etwas ist. Natürlich liebt sie Frauen und verkehrt in einer gemütlichen Lesben-Bar in der alle alle mögen. Die Utopie von heute?

Mit Lesen ist nichts, also doch Wiederlesen – doch was? Nicht nur das Tablar im Frauenbuchladen ist verschwunden,



auch mein Bestand an Utopien, an eigenen und gedruckten, ist geschrumpft. Nur eine der Gedruckten hat die fünf Umzüge der letzten zehn Jahre überstanden und steht nach jedem Umzug wieder neu im Regal: *Das Wanderland* – die Geschichten von den HügelFrauen wandern mit mir von Ort zu Ort.

Wieder-Lesen, warum wohl gerade dieses Buch meine Wanderung von der Utopie zu mehr Realismus, vom Enthusiasmus zu mehr Nüchternheit überstanden hat.

Der Plot im bewährten Muster. Hier die böse Männerwelt, die Stadt. Alles technisch, alle gewalttätig, Feindesland für unangepasste Frauen. Dort die schöne neue Frauenwelt, das Land. Alles natürlich, alle einfühlbar, Niemandsland für böse Männer. (M)eine Zukunftsvision?

Die Frauen reiten Wind, transfördern schwere Lasten, ohne sie zu berühren, und hängen Glühkugeln in die Luft. Das Teewasser kocht auf einfach «Bitte» hin. *Wir können alles, was die alten Maschinen konnten. Und mit sehr viel weniger Aufwand.*

Sie sprechen mit Goldkiefern und Farnen, mit Ponys und Katzen, und mich sticht die Frage nach den Stechmücken. Kein Platz für solche Tierchen in Utopia?

Die Frauen weven über Meilen direkt von Selbst zu Selbst. Immer vorsichtig anklopfen! Gedanklich Umhüllen, um ja nicht das *Verbrechen der Männer* zu begehen. *Hör auf. Du machst mich ganz krank mit diesem klebrigen Betiteln. Red geradheraus und klar mit mir.* Dank Dir, Egathese.

Das Leben als grosses Ritual. Reinigen: *Sie sogten die Erdkraft ein, diese drei, sogten sie in sich und die andere. Erst viel später kehrten sie zum Wald zurück.*

«In Fülle gegeben und gut empfangen», sagte Ijeme.

«Aus Ewigkeit», sagte Krueva.

«Für Ewigkeit», sagte Ursula.

«Tief.»

«Tief.»

«Tief.»

Alle drei Stimmen: «Rote Wasser. Tief und Bald.»

Es war Zeit zum niederen Pass aufzubrechen.

Und bei all der Wärme wird's doch nicht warm. Nichts geht unter die Haut, wo alles Entscheidende jenseits der Grenze des *Festkörpers* spielt. Sin statt Sinnlichkeit in Utopia?

Wut und Schmerz. Angst und Streit: Ihr Ursprung ist die Vergangenheit – und natürlich die Stadt. Erinnernte und gegenwärtige Bedrohung, erinnerte und gegenwärtige Flucht und Verfolgung, nur sie schaffen Spannung im *Wanderland*.

«Es war einmal eine Zeit, da wurden zu viele Frauen wach. Es war einmal...»

Heute waren es Alakas Erinnerungen, die Clana und ihre Schwestern in die Vergangenheit zogen.

Und ich tauche in meine eigenen *Erinnerungsräume* ein: Eine Welt, in der Frauen selbstverständlich Frauen lieben? Damals und heute (m)ein Utopia.

Barbara Seiler

Sally Miller Gearhart, *Das Wanderland. Geschichten von den HügelFrauen*, München 1982.

Planet der Frauen

Wieder-lesen wollte ich, das war mir klar, als wir diese FAMA-Nummer planten – und zwar eines jener Bücher, die mich vor Jahren so fasziniert hatten. Dieser Faszination wollte ich auf die Spur kommen. Aber einige der Bücher sind im Büchergestell nicht mehr auffindbar, und bei den Vorhandenen wollte sich die Faszination nicht mehr einstellen. Beim Kreuz- und Querlesen merkte ich auch, dass viele der Geschichten, die ich verschlungen hatte, sich irgendwo an der Grenze von Science Fiction und Fantasy bewegen. Aber was ist denn diese Grenze? «Fantasy, sagt Samuel Delaney, stellt dar, was nicht geschehen kann, Science Fiction, was noch nicht geschehen ist.» (1) Ob wohl so viele SF-Stories von Frauen in der Kategorie Fantasy erscheinen, weil für Herausgeber die Vorstellung veränderter Geschlechterbeziehungen und die Verfügung der Frauen über die Fortpflanzung zu dem gehört, «was nicht geschehen kann»?

Ich fand Geschichten wieder, die mir unter die Haut gegangen waren, weil sie das, «was noch nicht geschehen ist», zeichnen als absolut patriarchale Gesellschaft, als Negativutopie, die durch Überzeichnung entlarvt. Die positive Utopie, z.B. Frauensolidarität und Frauenwiderstand, hat – wie in der Realität – ihren Platz in den Nischen. Es sind Geschichten, die vielleicht die Wut nähren, vielleicht Kraft geben, aber wenig Anstösse und Hoffnung auf andere als herrschaftliche Beziehungsformen. (vgl. z.B. Anm. 2).

Aber glücklicherweise gibt es dank Phantasie und Fiktion eben auch andere Bedingungen und andere Wege der Veränderung. Joann Russ konfrontiert in ihrem Roman *Planet der Frauen* (3) vier verschiedene Welten bzw. Stadien unserer Welt. Jeannine, Joanna, Joel, Janet, vier Frauen, die Verkörperungen einer Persönlichkeit, einer Frau in verschiedenen Welten/Zeiten. Sie treffen sich in den Windungen der Zeit und begleiten einander je ein Stück auf ihrer Welt. Joanna, die ich-Erzählerin lebt im Heute als intellektuelle Frau auf der Suche nach Unabhängigkeit, Würde, symmetrischen sozialen und privaten Beziehungen. Jeannine könnte heute leben irgendwo, oder aber gestern. Sie weiss, dass der Sinn ihres Lebens als Frau darin besteht, für 'den Mann' da zu sein, zu heiraten, Kinder zu haben, und sie gibt sich grosse Mühe, es zu wollen und zu erreichen. Die Frauen aus der Zukunft sind Joel und Janet. Janet stammt von Whileaway, dem Planet der Frauen. Die Männer sind vor Urzeiten an einer Seuche gestorben. (zu Whileaway vgl. auch den Textauschnitt aus der Kurzgeschichte «Als alles anders wurde» – die Kurzgeschichte spielt später). Janet taucht plötzlich in Joannas Welt auf, forscht und wird erforscht. Vieles versteht sie nicht, weil ihr sowohl die Kategorie der Heterosexualität wie jene der gesellschaftlichen Arbeitsteilung nach Geschlecht unbekannt sind. (Die Inter-

views mit der «Fremden» gehören zu den witzigsten Szenen des Romans.) In Whileaway haben Frauen uneingeschränkte Entwicklungs-, Beziehungs- und Wahlmöglichkeiten, weil die Geschlechterpolarität und die Arbeitsteilung fehlen. Es ist eine anarchische Gesellschaft mit fortgeschrittener und ökologisch angepasster Technologie, in der Individualität und soziale Verantwortung gleichermaßen hoch entwickelt sind.

Joel kommt von einer Welt irgendwo zwischen heute und Whileaway, in der Frauen und Männer in getrennten Welten und in eigentlichem Kriegszustand leben. Die Männer haben – mangels realer Frauen – Rituale der Mannwerdung geschaffen. Wer sie nicht siegreich besteht, «bleibt» im Status von Frauen leistet Frauenarbeit, ist Sexualobjekt und Objekt der Zurschaustellung des Status ihrer Besitzer. Von der Frauenwelt erfährt man/frau wenig. Aber zumindest soviel, dass die Frauen das Männerland fürchten und sich schüt-

mentatorin, die gleichzeitig als anderes Ich der Personen diese in kritische Distanz zu sich selbst und ihrer Welt stellt. Dies ermöglicht für die Frauen der Gegenwart Jeannette und Joanna Erkenntnis und Veränderung. Whileaway, der Planet der Frauen, erscheint als eigentliche Utopie, aber die ist nur ohne Männer zu verwirklichen. Ob Joanna das will, bleibt zweifelhaft. Aber sie will die Wahl und die Freiheit dazu – un- zweifelhaft.

Die ehemalige Faszination hat sich beim Wiederlesen nicht mehr eingestellt, aber zumindest Spuren davon habe ich gefunden. Am wichtigsten ist wohl die Freiheit der Vorstellung und die Selbstverständlichkeit, mit der in den fiktiven Welten Frauen, ihre Taten und Beziehungen im Mittelpunkt stehen und historisch bedeutsam sind. Ein Stichwort, das mir immer wieder durch den Kopf ging, ist «weibliche Genealogie».

Carmen Jud

«Auf Whileaway hat es eine Seuche gegeben.»

Er sah nur mässig interessiert aus. (...)

«Seuche?» wiederholte er. «Das ist höchst bedauerlich.»

«Ja», stimmte ich zu. «Höchst bedauerlich. Innerhalb einer einzigen Generation haben wir die Hälfte unserer Bevölkerung verloren.»

Er wirkte angemessen beeindruckt.

(...)

Ich versuchte auch, unser Regierungssystem zu umreissen, die beiden Parlamente, das eine nach Berufen organisiert, das andere geographisch. Ich erzählte ihm, dass die Bezirksparteivorstände all jene Probleme behandelten, die für die separaten Städte zu gross waren. Und dass Geburtenkontrolle kein politisches Problem darstellte, noch nicht, obgleich es ein solches werden würde, wenn man uns genug Zeit liess. Das war ein heikler Punkt in unserer Geschichte: man gebe uns Zeit. Es bestand keine Notwendigkeit, einem wahnsinnigen Sprung in die Industrialisierung die gesamte Lebensqualität zu opfern. Lasst uns unser eigenes Tempo gehen. Gebt uns Zeit.

«Wo sind all die Leute?» fragte dieser Monomane noch einmal. Und da wurde mir klar, dass er nicht *Leute* meinte – er meinte *Männer*, und damit gab er diesem Wort eine Bedeutung zurück, die es auf Whileaway seit sechs Jahrhunderten nicht mehr gehabt hatte.

«Sie sind gestorben», antwortete ich.

«Vor dreissig Generationen.»

Es war, als hätten wir ihn mit einer Streitaxt getroffen. Er schnappte nach Luft. Er tat, als wolle er von dem Stuhl aufstehen, auf welchem er sass; er legte seine rechte Hand auf die Brust; er schaute umher, starrte auf jede einzelne von uns – und dies mit der eigenartigen Mischung aus Ehrfurcht und empfindsamer Güte. Dann sagte er feierlich und ernst:

«Eine grosse Tragödie!»

Ich wartete, da ich ihn nicht ganz verstand.

«Ja», betonte er, wobei er abermals mit diesem eigenartigen Lächeln nach Luft schnappte, mit diesem Lächeln eines Erwachsenen zu seinem Kind, mit dem es auf eine Überraschung vorbereitet wird: «Eine grosse Tragödie. Aber jetzt ist sie vorbei.» Und wieder schaute er uns alle der Reihe nach mit der seltsamsten Rücksichtnahme an. Als wären wir Invalide. (...)

Katy hatte natürlich recht gehabt, wir hätten sie auf der Stelle niederschliessen sollen. Die Männer werden nach Whileaway kommen. Wenn eine Zivilisation die grossen Kanonen hat und die andere keine, so lässt sich die weitere Entwicklung einigermaßen absehen. Vielleicht wären die Männer schliesslich auf jeden Fall gekommen. Ich stelle mir gern vor, dass meine Urgrossenkelinnen sie in hundert Jahren hätten zurückschlagen oder bis zu einem Patt bekämpfen können, aber dafür besteht jetzt keine Chance mehr. (...)

Doch die Männer werden nach Whileaway kommen. In letzter Zeit sitze ich in

zen. Joel ist Agentin und Diplomatin, überquert mit Aufträgen die Grenzen zwischen Frauland und Mannland. Sie ist Berufsmörderin, stark, selbstbewusst, professionell, überzeugt. Sie überschreitet die Grenzen der Zeit, nicht nur um ihre Schwestern kennenzulernen, sondern auch mit dem beruflichen Auftrag, Vereinbarungen über Militärbasen abzuschliessen.

Planet der Frauen ist keine ausgefeilte Utopie einer besseren Welt, sondern eher eine Sammlung von Assoziationen über verschiedene Möglichkeiten. Utopien und Realitäten sind verfremdet durch eine ausserhalb stehende Kom-

Als alles anders wurde

Dann sah ich die vier.

Sie sind grösser als wir. Sie sind grösser und breiter. Zwei waren grösser als ich, und ich bin extrem gross, einen Meter achtzig, barfuss. Sie gehören offensichtlich zu unserer Spezies, aber *entfernt*, unbeschreiblich entfernt, und da sich meine Augen damals und noch immer nicht ganz an die Konturen dieser fremdartigen Körper gewöhnen konnten, war es mir zu diesem Zeitpunkt auch unmöglich, sie zu berühren, obwohl der eine, der Russisch sprach – was für Stimmen sie haben! – «Hände schütteln» wollte, eine Sitte aus der Vergangenheit, nehme ich an. Ich kann nur sagen – sie waren Affen mit menschlichen Gesichtern. Sie haben feste, harte Hände. Sie sind schwer wie Zugpferde. Undeutliche, tiefe Stimmen. Yuriko hatte sich zu den Erwachsenen hereingeschlichen und starrte *die Männer* mit offenem Mund an. (...)

«Wo sind Ihre Leute?» sagte er gesprächsweise. (...)

«Dies hier ist Whileaway», sagte ich.

1) Joanna Russ, *Das Frauenbild in der Science Fiction*. In: *Feministische Utopien – Aufbruch in die postpatriarchale Gesellschaft*. Hrsg. von Barbara Holland-Cunz, Meitingen 1986.

2) Suzette H. Elgin, *Amerika der Männer*. München 1987.

3) Joanna Russ, *Planet der Frauen*. München/Zürich 1979.

den Nächten wach und mache mir ihretwegen Sorgen. Sorgen wegen der Männer, die auf diesen Planeten kommen werden, wegen meinen beiden Töchtern und Betta Katharinason; wegen all dem, was mit Katy, mit mir, mit meinem Leben geschehen wird. (...)

Manchmal lache ich über die Frage, die diese vier Männer während des ganzen Abends so vorsichtig formulierten – doch nie so recht zu stellen wagten, wie sie unseren Haufen ansahen. Provinzlerinnen in Overalls, Bäuerinnen in Leinenhosen und einfachen Hemden: *Welche von euch spielt die Rolle des Mannes?* Als müssten wir eine Kopie ihrer Fehler produzieren! Ich bezweifle sehr, dass auf der Erde die Gleichberechtigung der Geschlechter wiederhergestellt ist. Ich stelle mir nicht gern vor, wie ich verspottet werde, wie Katy voller Rücksicht behandelt wird, als wäre sie schwach, wie Yuki dazu gebracht wird, sich unbedeutend oder töricht vorzukommen, wie meine anderen Kinder um ihr vollständiges Menschsein betrogen oder zu Fremden gemacht werden. Und ich habe Angst, dass meine eigenen Leistungen abfallen werden, dass sie nicht mehr das sind, was sie waren – oder was ich von ihnen gehalten habe – verringert zu den nicht sehr interessanten Kuriositäten der menschlichen Rasse, den Eigentümlichkeiten, von denen man hinten im Buch liest, Dinge, über die man ab und zu lacht, weil sie derart exotisch sind, drollig, jedoch nicht eindrucksvoll, bezaubernd, jedoch nicht nützlich. Das ist schmerzlicher, als ich beschreiben kann. Sie werden zustimmen, dass es für eine Frau, die drei Duelle überstanden hat, drei Duelle, die ausnahmslos mit dem Tod der Gegnerin geendet haben, lächerlich ist, wenn sie sich derartige Befürchtungen gestattet. Aber das, was uns jetzt unmittelbar bevorsteht, ist ein so grosses Duell... und ich glaube nicht, dass ich den Mumm dazu habe.

Auszüge aus: Joanna Russ, Als alles anders wurde, in: René Oth (Hrsg.) Als alles anders wurde. Phantastische Geschichten über die Zukunft der Frau von Science-fiction- und Fantasy-Autorinnen, Darmstadt 1985.

Buchhinweise

Margaret Atwood, Der Report der Magd. Düsseldorf 1987.

Dieser Roman ist die Vision einer Zukunft, die schon begonnen hat. Schauplatz ist die totalitäre Republik Gilead im Norden der früheren USA: Das Lesen ist verboten, die Frauen sind in Klassen eingeteilt, sind entweder Hausfrauen, Gebärmaschinen oder Sklavinnen – oder sie werden, sofern sie alt oder ungehorsam sind, in radioaktiv verseuchte Kolonien abgeschoben. «Das Wichtigste, was man über die Gesellschaft, die in dem Buch beschrieben wird, wissen sollte», schreibt Atwood, «ist, dass nichts neu ist – ausser der Zeit und dem Schauplatz und ein

paar Details. Die anderen Taten sind alle irgendwann einmal begangen worden, und mehr als nur einmal».

Ein kurzer Auszug:

«Frauen wurden damals nicht geschützt. Ich erinnere mich an die Regeln, Regeln, die nie ausdrücklich formuliert wurden, aber die jede Frau kannte: Öffne keinem Fremden die Tür, auch nicht wenn er behauptet, er sei von der Polizei. (...) Halte nie auf der Landstrasse an, um einem Autofahrer zu helfen, der angeblich in Schwierigkeiten ist. Lass das Auto verriegelt und fahr weiter. Dreh dich nicht um, wenn hinter dir jemand pfeift. Geh nachts nie allein in einen Waschsalon.

Ich denke an den Waschsalon. An das, was ich anhatte, wenn ich in einen Waschsalon ging: Shorts, Jeans, Jogginghosen. An das, was ich in die Maschine steckte: meine eigenen Kleider, mein eigenes Waschmittel, mein eigenes Geld, das ich selbst verdient hatte. Ich stelle mir vor, wie es ist, so viel selbst bestimmen zu können.

Jetzt gehen wir die gleichen Strassen entlang, rote Paare, und kein Mann ruft uns Obszönitäten nach, spricht uns an oder berührt uns. Niemand pfeift.

Es gibt mehr als nur eine Form von Freiheit, sagte Tante Lydia. Freiheit zu und Freiheit von. In den Tagen der Anarchie war es die Freiheit zu. Jetzt bekommt ihr die Freiheit von. Unterschätzt sie nicht.» (38)

P.D. James, Im Land der Leeren Häuser, München 1993.

England im Jahre 2021: Der Wald nimmt von verlassenen Häusern und Dörfern Besitz. Gras überwuchert die Strassen, nur noch in grösseren Ortschaften funktioniert das Gemeinwesen. Die Menschen sind zum Aussterben verurteilt. Sie haben ihre Fortpflanzungsfähigkeit verloren, und seit über einem Vierteljahrhundert war auf der ganzen Erde nicht mehr der Schrei eines Neugeborenen zu hören... Das Regime eines zunehmend despotisch herrschenden Alleinregenten sorgt an der Oberfläche für Ruhe und Ordnung, auch wenn der Preis dafür in Geheimpolizei, Fremdarbeit, Bespitzelung und Straflagern besteht... Eine kleine Dissidentengruppe tritt an Theo Faron, den Cousin und ehemaligen Berater des Alleinherrschers, heran, um mit seiner Unterstützung die inhumanen Züge des Systems anzuprangern. Vor allem die entwürdigenden Fertilitätskontrollen, die nicht immer freiwilligen Massenselbstmorde der Alten und Schwachen und die Zustände in der Sträflingskolonie auf der Isle of Man wecken den Unmut der Rebellen. Faron, der in Oxford viktorianische Geschichte lehrt, muss nicht lange von den Schattenseiten der staatlichen Gewalt überzeugt werden, und weil er eine tiefe Zuneigung zu Julian, der Gefährtin des Dissidentenführers, fasst, schliesst er sich der inzwischen von Sicherheitskräften verfolgten Gruppe an. Der bürgerliche Akademiker wird bei der Flucht durch die immer dichter werden-

den Wälder zum Guerillero und schliesslich zum letzten Beschützer Julians, die einen besonderen Grund hat, der Staatsautorität zu misstrauen – soweit der Klappentext. Das Ende sei nicht verraten, weil damit die halbe Spannung des Romans weg wäre. Auch aus diesem, trotz einigen analytischen Oberflächlichkeiten und einem zeitweiligen Zuviel an Pathos, lesenswerten «Polit-Thriller» einen kurzen Auszug:

«Was uns schockiert und zermüht, ist nicht so sehr das drohende Ende der Menschheit oder unsere Ohnmacht, es zu verhüten, als vielmehr unser Unvermögen, die Ursache zu ergründen. Westliche Wissenschaft und Medizin haben uns weder auf das Ausmass dieses elementaren Fehlschlags vorbereitet noch auf die Demütigung, die er uns zufügt. (...) Die westliche Wissenschaft war unser Gott. In seiner Machtvielfalt hat er uns behütet, getröstet, geheilt, gewärmt, ernährt und unterhalten, und wir haben uns die Freiheit genommen, ihn zu kritisieren und bisweilen auch abzulehnen (...) freilich in der Gewissheit, dass dieser Gott (...) sogar uns Abtrünnige weiterversorgen würde: mit Schmerzbetäubungsmitteln, Ersatzherzen und -lungen, Antibiotika, rollenden Rädern und beweglichen Bildern. Das Licht wird immer angehen, wenn wir den Schalter betätigen, und wenn es doch einmal nicht funktioniert, können wir feststellen, warum (...) Ich erinnere mich noch ganz deutlich an die zuversichtliche Prognose eines Biologen, als endlich offenkundig war, dass es nirgendwo auf der Welt mehr eine schwangere Frau gab: «Es kann einige Zeit dauern, bis wir die Ursache dieser offenbar globalen Unfruchtbarkeit aufgedeckt haben.» Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre vergangen, und wir rechnen mit keinem Erfolg mehr. Wie ein von plötzlicher Impotenz geschlagener Sexprotz fühlen wir uns zutiefst gedemütigt und in unserem Selbstvertrauen erschüttert. Mit all unserem Wissen, unserer Intelligenz und Überlegenheit schaffen wir nicht einmal mehr das, was jedes Tier ohne zu überlegen tut.»

Weitere Lesetipps

Doris Lessing, Zyklus: Canopus im Argos, 5 Bde. Frankfurt am Main 1987.

Octavia E. Butler, Xenogenesis-Trilogie: Dämmerung, Rituale, Imago, 3 bde. München 1991.

Marion Zimmer Bradley, Die Matriarchen von Isis. Bergisch Gladbach 1979, und die verschiedenen Bände des Darkover Zyklus.

Ursula K. Le Guin, Winterplanet. München 1980

dies., Planet der Habenichtse. München 1981.

Joanna Russ, Als alles anders wurde. Phantastische Geschichten über die Zukunft der Frauen. Darmstadt/Neuwied 1985

Kate Wilhelm, Hier sangen früher Vögel. München 1981.

Berichte

Anstelle eines Kurzberichtes über die Sommerakademie in Boldern, ein Auszug aus dem Boldernbericht:

Europäische Sommerakademie für Frauen

Willens im kommenden Wind jeder Herkunft zu leben

So formuliert die österreichische Dichterin Ingeborg Bachmann den Anspruch, den schwierigen Balanceakt zwischen Beheimatung in einer Tradition und Offenheit für eine Zukunft, die vielleicht radikal unbehaust ist, zu wagen.

Eine Herausforderung. Wir ziehen nicht einfach aus aus den Prägungen, die uns bestimmt haben. Aber wir sind auch mehr als ein Konglomerat von Sozialisation und Kultur, es gibt die Möglichkeit von Überschreitungen, den kommenden Wind, wir werden.

Die Frage nach dem Zusammenleben der Kulturen wird die Frage der nächsten Jahre und Jahrzehnte sein. Sie hinterfragt die selbstverständliche Einheit von Kultur und Nationalstaat. In unserem «Eigenen» leben wir heute mit Menschen verschiedener Herkunft, und wir tragen in uns selbst alle möglichen Herkünfte herum. Gerade in der Frauenbewegung haben wir das erfahren, da haben Frauen sich plötzlich nicht mehr wohlgefühlt im «Eigenen», da war die eminent kulturkritische Dimension des Feminismus nicht bloss eine akademische Übung, sondern hat weibliche Lebensentwürfe im Patriarchat in Frage gestellt, auch die eigenen. Es geht um die Bedingungen für das Zusammenleben der Verschiedenen, und das zu einer Zeit, wo die Infragestellung des «Eigenen» von vielen Menschen als Bedrohung erfahren wird, wo sich ethnische Überheblichkeit, Rassismus und Fremdenhass wieder breit machen, auch mit Gewalt.

Es gibt keine eindeutige Zukunft, auch nicht unter Frauen, es geht um das Zulassen und Aushalten von Verschiedenheit. Gerade im Dialog mit Frauen aus vielen Ländern Europas, den wir an der diesjährigen Frauensommerakademie führen konnten, ist uns das klar geworden.

Das Ziel ist Gerechtigkeit

Marga Bührig, Pionierin der Frauenbewegung und ehemalige Boldernleiterin, nennt Gerechtigkeit als unumgängliches Kriterium einer multikulturellen Gemeinschaft – und zwar im globalen ökumenischen Kontext. Das verbietet uns jede Verniedlichung, jeden Rückzug in Kulturnischen, auch feministische, aber auch hierarchische Vereinbarungen.

Gerechtigkeit ist unteilbar. Die verschiedenen Unterdrückungserfahrungen gehören zusammen: Aber wir müssen sie als je verschiedene Erfahrungen benennen können. Das ist nicht unbedingt einfach. Als Senta Trömel Plötz erklärt, für sie sei der Sexismus der Ansatzpunkt, und wenn sie sich von daher die Freiheit nimmt, sexistische Handlungen schwarzer amerikanischer Männer zu kritisieren, klingt das schal in den Ohren schwarzer Frauen, die mit Recht daraufhinweisen, dass eine solche Kritik keinen Sitz im Leben hat in einem Gremium weisser Europäerinnen, die den US-amerikanischen Kontext nicht mitdenken können und so in Gefahr geraten, Sexismus und Rassismus gegeneinander auszuspielen.

Wir sind nicht Gleichzeitige

Nationalismus bedeutet etwas anderes in Estland, das in seiner langen Geschichte fast niemals eine eigene nationale Identität gehabt hat, und etwas anderes in der Schweiz, in Deutschland, in Italien, wo «das Nationale» einen je anderen Stellenwert besitzt.

Trotzdem beginnen sich Frauen an allen Orten zu wehren gegen eine Vereinnahmung von Frauen für nationale Zwecke: Frauen im Baltikum sind misstrauisch gegen eine Propaganda, die sie als Mütter neuer Generationen hochjubelt.

Frauen und Männer in den Ländern Ex-Jugoslawiens sind in einer Situation, wo das bloss Überleben vielen nicht mehr gelingt, und wo die alten, in der europäischen Geschichte nie bewältigten Feindschaften, etwa die Unfähigkeit zur Koexistenz mit dem Islam, mit aller Gewalt aufgebrochen sind.

Auch hier die Vereinnahmung und Verdinglichung von Frauen: Vergewaltigung als Mittel der Demütigung feindlicher Männer ist nur die schreckliche Spitze eines Eisbergs von Gewalt gegen Frauen.

In Kroatien ein neues Gewicht, auch von Seiten der Kirchen, auf dem traditionellen Frauenbild, es sind wieder Hausfrauen und Mütter gefragt, vor allem Mütter. Das schlägt sich in verschiedenen europäischen Ländern auch in einer Verschärfung von Gesetzen nieder, die den Schwangerschaftsabbruch regeln.

Vom Wehen des kommenden Windes

Immer wieder Versuch unter den nahezu hundert Frauen aus fünfzehn Ländern Europas: Verständigung, miteinander reden. Bei den Gebetszeiten morgens und abends. Einen Abend sind wir bei den orthodoxen Frauen zu Gast – es ist auch für sie eine neue Erfahrung, selbständig, als Frauen, eine An-

dacht zu gestalten.

In den Werkstätten, wo gemalt, getanzt, geschrieben und diskutiert wird. In der Theaterwerkstatt merken wir, wie uns das Leben einholt: Kommunikation mit dem Fremden wird unser Schlüsselerlebnis, wir spielen in deutsch, englisch, serbisch, verlässlich, Verständigung braucht Zeit.

Den intensiven Tag lang, wo wir mit den acht Frauen aus Ex-Jugoslawien darüber reden, wie die Logik der Gewalt zu durchbrechen sei: Die Frauen kommen aus Serbien, Bosnien, Kroatien, und sie haben den gemeinsamen Willen zum Frieden, sehnen sich nach dem Ende der Leiden, setzen sich dafür ein. Marijana Grandits, österreichische Kroatin und Parlamentarierin sorgt für ein Gesprächsklima, bei dem nicht nach Punkten gesiegt wird, sondern wo alle zum Zug kommen, einander unterstützen, aber auch verschiedener Meinung sein können.

Spontan kommen Hilfsaktionen, Vernetzungen zustande. Viele Frauen beschliessen, wie die Frauen in Schwarz jeden Mittwoch durch das Tragen schwarzer Kleidung ihrem Protest gegen Gewalt an Frauen Ausdruck zu geben.

Eine andere Wirklichkeit

Die europäische Sommerakademie war ein Experiment, Basisfrauen miteinander in Kontakt zu bringen, über die Grenzen hinweg. Dafür habe ich mich monatelang eingesetzt, am Thema herumgedacht, beträchtliche Mittel beschafft, mich gefreut, als die Sommerakademie Gestalt anzunehmen begann.

Das Ende habe ich nicht miterlebt. Da war ich in einer anderen Wirklichkeit, am Totenbett meines Mannes, der völlig unerwartet an einer bakteriellen Lungenentzündung gestorben ist, die er drei Tage lang für eine Grippe hielt – dann war es zu spät.

Das Thema der Sommerakademie war unser gemeinsames: Wie ist ein multikultureller Lebensentwurf zu gestalten, wie lernen wir miteinander umzugehen in Respekt vor dem kulturellen Gepäck, das er als Filipino, ich als Österreicherin mitbrachte, aber auch in Wahrnehmung der kulturüberschreitenden Personen, die wir sind, mit unseren Gaben und Eigenarten. Wie verankern wir Gerechtigkeit in unserer Beziehung.

Dass ich, trotz täglichem Kontakt, von seiner Krankheit nichts erfuhr, hängt sicher auch damit zusammen, dass er die Frauensommerakademie in grosser Solidarität mitgetragen hat.

Eine andere Wirklichkeit: Täglich erfahren an den Hunger- und Kriegsschauplätzen der Welt war sie dann ganz nahe und unendlich schmerzlich.

Wie die Gemeinschaft der Verschiedenen zu gestalten ist, wie Multikulturalität zu leben ist, bleibt mir als Erbe und als Verpflichtung unserer langjährigen Verbindung. Ich werde nicht aufhören, diese Frage zu stellen.

Reinhild Trailter

Was haben wir zu verlieren

... ausser unserer Angst?

Lesbisch leben und christlich glauben. Annäherung an einen (scheinbaren) Widerspruch.

Unter diesem Titel luden Frauen des Vereins lesbischer Theologinnen und der HuK (Homosexuelle und Kirche) zur *ersten lesbisch Tagung in der Schweiz ein, die sich religiösen Themen widmete*. Es kamen 60 Frauen ins Gwatt-Zentrum angereist!

Die beiden Pfarrerrinnen Tomke Ande und Geertje Bolle aus Berlin luden uns zu Beginn der Tagung zu einer Reise ein durch die Geschichte lesbischer Frauen in der evangelischen Kirche Deutschlands. Der Aufbruch der Kirchenlesben war gewaltig, und ihr Netzwerk scheint schon dicht geknüpft. Wir Schweizerinnen hätten nach dem Referat gerne gefragt: «Wie sahen die letzten zehn Jahre bei uns aus.» Und viele merkten, dass sie nicht wussten, ob es bei uns auch solche Netzwerke gibt.

Interessant war die Analyse der Referentinnen zum Heterozentrismus, der auch in der Kirche deutlich sichtbar ist, z.B. indem sie die heterosexuelle Ehe als einzige gottgewollte Lebensform segnet. Die Referentinnen zeigten auf, dass auch feministische Theologinnen nicht vom Heterozentrismus-Vorwurf auszunehmen seien, wenn sie Gott als Vater und Mutter neu definieren.

Den Hauptteil der Tagung arbeiteten wir in Gruppen. Zu den Themen «religiöse und lesbische Identität im Clinch» und «Bibelstellen zur Homosexualität» fanden sich v.a. Lesben mit freikirchlichem Hintergrund zusammen. Andere lasen Texte von Audre Lorde und Carter Heyward oder setzten sich mit der Bedeutung der «Spiritualität in ihren Beziehungen» auseinander. Zudem wurde anhand des Modells der italienischen Philosophinnen über «frauenbezogene Lebensweisen» nachgedacht und in der christlichen Tradition nach solchen Beziehungen gesucht.

Beeindruckend war die Vielfalt der Teilnehmerinnen: kirchenkritische, konservative, feministische Frauen; Lesben, Mütter, Freundinnen und Neugierige. Und sie alle waren versammelt an diesem eindrücklichen *Coming out der Kirchenlesben* in der Schweiz.

Brigitte Hauser

Frausein-Fremdsein. Frauen im Islam

Am 3./4. September fand im Romero-Haus in Luzern eine Tagung statt, die sich mit den Erfahrungen muslimischer Frauen in islamischen Gesellschaften und in der westlichen Welt befasste. Die beiden Hauptreferentinnen waren die Soziologin Farideh Akashe-Böhme, die vor kurzem ein Buch mit dem Titel «Frausein-Fremdsein»* veröffentlicht hat, und die Islamwissenschaftlerin Hilary Waardenburg-Kilpatrick. Frau Waardenburg-Kilpatrick führte uns

*Farideh Akashe-Böhme, *Frausein – Fremdsein*, Frankfurt a.M. 1993.

durch Geschichte und Themen der vorislamischen und islamischen Literatur und richtete ihren Blick dabei besonders auf Schriftstellerinnen einerseits und auf die Darstellung und die gesellschaftliche Situation von Frauen andererseits. Sie zeigte uns ein spannendes und den meisten ZuhörerInnen wohl noch unbekanntes Stück Frauengeschichte.

Farideh Akashe-Böhme ist im Iran geboren und lebt heute als freie Publizistin in der BRD. Sie umriss Strukturen und Inhalt der aktuellen westlichen Islamdiskussion. Diese Diskussion ist, so betonte sie, von einem sehr undifferenzierten und verfälschten Bild eines Fundamentalismus geprägt. Innerhalb des Islam gibt es aber – ähnlich wie im Christentum – verschiedenste Strömungen und Gruppierungen sowie von Land zu Land unterschiedliche Traditionen und Lebensformen. Viele Diskussionen entzündeten sich am Schleier. Schleiertragende Frauen werden in Europa oft als rückständig und unterdrückt stigmatisiert, während sich Europäerinnen im Gegensatz dazu als emanzipiert verstehen. Sowohl Christentum wie Islam und die von ihnen geprägten Gesellschaften sind patriarchal strukturiert. Um befreiende Strukturen errichten zu können, ist es aus der Sicht der Referentin wichtig, sowohl hier wie dort eine differenzierte Sicht zu entwickeln, patriarchale Strukturen zu benennen und zu verändern. Sie wies auf folgenden Ansatzpunkt für eine Annäherung von muslimischen und westlichen Frauen hin: Muslimische Frauen machen die dauernde Erfahrung von Fremdsein in unserer Gesellschaft, woran die westlichen Frauen mitbeteiligt sind. Frauen sind aber auch insgesamt fremd in patriarchalen Gesellschaften. Diese gemeinsame Fremdheitserfahrung sieht sie als mögliche Basis einer gemeinsamen Auseinandersetzung und Annäherung. Die Tagung gab viele Anregungen zum Weiterdenken und -handeln.

Claudia Jaun

Frauen-Mystik

Trotz Krieg die Hoffnung zu bewahren fällt schwer. Gute zehn Prozent von rund 230 reformierten Theologinnen beschäftigten sich mit einem christlichen Frauenkunstwerk aus dem 30jährigen Krieg. Auf Einladung des «Schweizerischen Verbandes reformierter Theologinnen» führte *Veronika Merz*, Übersetzerin feministischer und jüdischer Literatur, die Jahrestagung vom 5./6. Sept. von Basel nach Bad Teinach im Schwarzwald. Altartafeln zeigen dort, angeregt vom Geist der jüdischen Mystik der Kabbala, anhand vieler Frauengestalten die Heilshoffnung der Prinzessin Antonia auf eine Zeit des Friedens. Dieses einmalig erhaltene Dokument christlicher Mystik will lehren, zu offener Weite und innerer Tiefe zu finden.

Der über fünfzigjährige Berufsverband trägt nun auch die Bezeichnung «refor-

miert» im Namen. Damit soll die Gründung eines katholischen Theologinnenverbandes begünstigt werden, ohne die Berufsbefugnisse der Pfarrerrinnen, die in Zeiten der Rezession noch dringender werden, aus den Augen zu verlieren.

Doris Brodbeck

Frauen und Macht

Am 18./19. Sept. fand in der Paulus-Akademie Zürich eine Tagung zum Thema «Frauen und Macht» statt. Es haben um die 100 Frauen daran teilgenommen.

Da ich selber Tagungsleiterin und Referentin war und die Tagung mit einem spannenden Vorbereitungskreis geplant und durchgeführt habe, wird wohl das Rühmen als Selbstruhm «stinken». Sei es, wie es sei: ich habe Lust, die antrainierte Hemmung hinter mir zu lassen und unbescheiden zu schreiben:

Es war eine sehr gute Tagung. Die Stimmung war geprägt von ansteckender Herausforderung. Auf dem Podium sasssen starke, intelligente Frauen und ebenso im Plenum. Viele Frauen haben einen Weg gemacht, sind dabei durch Erfolge wie Rückschläge reicher geworden an Kompetenz und Selbstbewusstsein.

Im März 82 habe ich eine erste Tagung zum gleichen Thema veranstaltet. Damals musste ich noch mit dem Widerstand von vielen Frauen kämpfen. «Frauen» und «Macht» überhaupt zusammendenken zu wollen. An dieser Tagung war das ganz anders. Wir fragten auch nicht mehr primär: *Wie bekommen wir Macht und wollen wir überhaupt Macht, sondern: Was machen Frauen mit Macht, wenn sie sie haben, und was macht Macht mit ihnen und auch: wie gehen Frauen, die unterschiedliche Machtmöglichkeiten haben, miteinander um?*

Welche Macht wir wollen, ist jedoch immer noch zu definieren; aber dass wir sie brauchen, um Ziele zu verwirklichen, hat eine gewisse Selbstverständlichkeit erreicht. Der Realismus hat zugenommen: «Wir konnten keine andere Machtkultur entwickeln. Wir müssen gewisse männliche Machtformen übernehmen. Wenn nicht, dann scheitern wir...» So Stadträtin *Ursula Koch*. «Wir müssen unsere Position auch behalten, wenn wir belächelt werden. Das Wichtigste ist, Widerstand zu leisten... Wenn wir darin standhalten, dann entwickeln wir eine gewisse Gegenmacht.» So alt Ständerätin *Esther Bühler*. Der Realismus hat zugenommen, aber auch die Lust, symbolische Macht zu nützen. *Gret Haller* hat vor, als Präsidentin des Nationalrats das Maximum an Macht aus dieser Position herauszuholen; dazu rüstet sie sich aus mit der Gestaltung ihres Alltags, ihrer Kleider, ihrer Spiritualität.

Letzte *Übung in Unbescheidenheit*: Da uns die Tagung wichtig scheint, erstellen wir eine *Dokumentation* (erscheint Ende 93/anfangs 94). Falls Ihr also mehr wissen wollt, Dokumentation bestellen.

Brigit Keller

Frauenpalaver in Luzern

«Frauenrecht auf bezahlte Arbeit, Männerpflicht zu unbezahlter Arbeit», das war der Titel des zweiten Frauenpalavers, zu dem die Frauengruppe von Kairos Europa am 19. September 1993 nach Luzern eingeladen hat. Das Frauenpalaver knüpfte an das Kairos Europa-Treffen an, das im Juni 1992 stattgefunden hatte und an dem die Situation der Frauen in einem sich verändernden Europa eines der Schwerpunkt-Themen gewesen war.

Dieses Jahr ging es nun um das aktuelle Thema der Frauenarbeitslosigkeit. «Die herrschende Krise macht Frauen zu Verliererinnen», so fasste Nationalrätin Christine Goll die Situation der Frauen in einem Impulsreferat zusammen. Denn Frauen sind durch Arbeitslosigkeit nicht nur sehr viel mehr und härter betroffen als Männer, sondern sie sind es auch, die üblicherweise in Krisenzeiten durch Freiwilligen-Einsätze den Sozialabbau aufzufangen versuchen. Deshalb gelte es, die Männer «in die Pflicht zu nehmen» und das Recht auf wirtschaftliche Teilhabe durchzusetzen. Letztlich gehe es um eine grundlegende Umverteilung, nicht nur der Erwerbsarbeit, sondern auch der Machtverhältnisse.

Die rund 60 anwesenden Frauen verabschiedeten abschliessend einen Appell an Bundesrat und Parlament, der konkrete Forderungen zur Verwirklichung dieses Anspruchs enthält. Darunter sind bekannte Forderungen wie zum Beispiel eine existenzsichernde Altersvorsorge durch zivilstandsunabhängige Renten sowie Erziehungs- und Betreuungsgutschriften bei der AHV, aber auch neue Ideen wie die Umbenennung der Arbeitslosenversicherung in eine «Erwerbslosenversicherung» (denn: «Frauen geht die Arbeit nie aus!»). Um ihrer Aktion Nachdruck zu verleihen, hat die Frauengruppe die ParlamentarierInnen aufgefordert, schriftlich ihre Zustimmung oder Ablehnung des Appells bekanntzugeben. Bis jetzt sind rund 20 positive Rückmeldungen eingetroffen.

Interessierte können den Appell zum Unterschreiben beziehen bei: Andrea Stadler-Koster, Pfarrhaus, 5735 Pfeffikon, Tel. 064/71 15 08.

Weltgebetstag der Frauen 4. März 1994

Jedes Jahr wird Frauen aus einem anderen Land durch das internationale Weltgebetstags-Komitee der Auftrag zur Erarbeitung einer Liturgie erteilt: 1994 den christlichen palästinensischen Frauen in Ost-Jerusalem. Das Thema der Liturgie lautet: «Geht, seht und handelt.» Die Verfasserinnen schreiben jeweils über ihre eigene Wirklichkeit und ihr eigenes Erleben.

Zum Inhalt der Weltgebetstags-Liturgie 1994

Die palästinensischen Frauen schreiben über die Situation in ihrer von Krisen heimgesuchten Region. Sie bringen

ihr Leid mit einem Psalm (142) zum Ausdruck und setzen es in Zusammenhang mit der Passion Jesu. Sie identifizieren sich mit jenen Menschen, die Jesus auf dem Leidensweg begleitet haben. In ihre Gebete schliessen sie alle leidenden Menschen ein. Sie geben vor allem der Hoffnung Ausdruck auf eine friedliche Zukunft - eine Hoffnung, die durch die Unterzeichnung des Gaza-Jericho-Abkommens unerwartet einen realen Hintergrund bekommen hat.

Die Stellungnahme des Schweizerischen Weltgebetstags-Komitees

Das Schweizerische WGT-Komitee war sich von Anfang an der Probleme der schwierigen Aufgabe im Zusammenhang mit der Liturgie 1994 bewusst. Einerseits soll und will es die Not der palästinensischen Menschen ernst nehmen und der Liturgie in ihrem Anliegen treu bleiben. Andererseits ist die Geschichte und die jüngere Vergangenheit mit grosser Schuld gegenüber dem jüdischen Volk belastet. Der israelisch-palästinensische Konflikt hat zudem vielfältige Ursachen. Leid trifft beide Volksgruppen, auch wenn in der Liturgie nur eine zu Worte kommt. Das WGT-Komitee hat sich um Kontakte zu beiden Seiten bemüht. Sowohl palästinensische wie jüdische Frauen wurden zu Vorbereitungssitzungen eingeladen und angehört, so u.a. die Präsidentin und Vize-Präsidentin des Bundes Schweizerischer Israelitischer Frauenvereine.

Die Schweizerische WGT-Liturgie

Die Liturgie wird begleitet von einer «Erklärung des Schweizerischen WGT-Komitees» und einem mit Prof. Ernst Ludwig Ehrlich erarbeiteten geschichtlichen Ueberblick. Das Schweizerische WGT-Komitee ist überzeugt, dass sich die christlich-palästinensischen Frauen für Frieden und Versöhnung einsetzen. Davon konnte sich die Präsidentin vor Ort und in Gesprächen mit den Verfasserinnen vergewissern. Sich für Frieden und Versöhnung einzusetzen, soll auch die Grundhaltung aller sein, die den Weltgebetstag 1994 begehen.

Unterlagen bei: Schw. Weltgebetstag, Rigistr. 5, 7000 Chur, 081/22 50 36.

Unaufgeklärter Tod von Hildegard Fehlmann in Kolumbien

Am 9. September 1990 wurde Hildegard Fehlmann, Mitarbeiterin der Missionsgesellschaft Bethlehem, Immensee, in Kolumbien durch einen Schuss ins Herz getötet. Hildegard Fehlmann hatte über sieben Jahre im Süden Kolumbiens gearbeitet, zuletzt in El Sandá, einem abgelegenen Weiler im Departement Narino. Während Frau Fehlmann eine kranke Frau behandelte, drangen Soldaten im Dorf ein und schossen auf das Holzhaus, in welchem sich Frau Fehlmann und vier weitere Personen aufhielten. Sie und der Besitzer des Hauses kamen dabei ums Leben. Zum Tod von Frau Fehlmann sowie zur ganzen Operation lieferte die Armee selbst widersprüchliche Anga-

ben, und auch zwei verschiedene zur Aufklärung eingeleitete Verfahren, ein ziviles und ein militärisches, kamen zu gegenteiligen Schlüssen. Die Generalstaatsanwaltschaft stützte die Version des Militärgerichts, wonach die Soldaten in legitimer Notwehr geschossen hätten. Der Rechtsvertreter der Missionsgesellschaft hat im November 91 eine Beschwerde gegen den Staat eingereicht, die noch immer hängig ist.

Anlässlich ihres jährlichen Mitgliedertreffens vom 23. Oktober 93 hat die amnesty international Zielgruppe Frauen folgenden Appell an die kolumbianische Regierung eingereicht:

Die kolumbianische Regierung wird aufgefordert, einen sofortigen und umfassenden Bericht über die Umstände des Todes von Hildegard Fehlmann vorzulegen. Bei der zivilen Justiz wie beim Staatsministerium wird ein neues Verfahren gefordert, welches die Umstände der Ermordung klären soll. Der Schutz der Zeugen wie der Untersuchungsbeamten muss gewährleistet sein.

Vorschau

Tagung am 25./26. März 1994 in

Luzern: «Von der emotionalen Betroffenheit zum feministisch politischen Engagement» (Arbeitstitel)

Organisiert von der cfd-Frauenstelle, Zürich, und der Frauenkirchenstelle, Luzern, in Zusammenarbeit mit weiteren Frauen.

Vor über einem Jahr haben zahlreiche Frauengruppen erstmals seit Beginn des Krieges in Ex-Jugoslawien gegen den Krieg und die Massenvergewaltigungen aufgerufen. Und auch am letztjährigen Menschenrechtstag vom 10. Dezember versammelten sich in allen grösseren Städten Frauen und Männer, um ihrer Forderung nach einer sofortigen Beendigung des Krieges Ausdruck zu verleihen.

Zahlreiche Aktionen haben im vergangenen Jahr stattgefunden: Die Unterstützung von Projekten wurde eingeleitet, Geld und Hilfsgüter wurden geschickt, Aufrufe zur Aufnahme von Flüchtlingen lanciert, gegen die Genfer Verhandlungsvorschläge protestiert und vieles mehr.

Diese Arbeit hat viele Fragen aufgeworfen. Fragen, die wir immer nur andiskutierten, ohne sie erschöpfend beantworten zu können. Das Spektrum reicht von den Debatten um eine feministische Position zur Rolle von Nation und Religion, zu Menschenrechten/Frauenrechten in kriegführenden Staaten, um Opfer/Täter hin zu Fragen nach Motivation und Formen unserer Solidarisierung, die Wechselwirkung von Betroffenheit und politischer Handlungsfähigkeit.

Die Tagung soll engagierten und an diesen Fragen interessierten Frauen die Möglichkeit geben, gemeinsam zurückzuschauen auf das Erfahrene und den eigenen Standort neu zu bestimmen.

Veranstaltungen

Frauenkulturen: Muslimfrauen unter uns

3.12. Marise Lendorff-El Rafii; **10.12.** Annette Wilke; **17.12.** Eysen Leyla Esendal; **14.1.** Samia Osman-Hussein; **21.1.** Emine Meral-Kalender; **28.1.** Verena Jegher-Bucher, je 20.15h und Workshop: **5.2.** Projekt Frauentheologie, Frauen für den Frieden und Volkshochschule, Basel (14)

Maria: wer sie wirklich war

Auf der Suche nach Marias wahren Antlitz. Vortrag von Sr. Zoe Maria Isenring. **8.12.**, 20h, Pfarreiheim Peter + Paul, Baslerstr. 49, Allschwil

Feier zum 50. Todestag von Anita Augspurg (1857-1943),

Feministin und Pazifistin, mit Referaten von Christiane Berneike, Kathrin Arioli, Clausdieter Schott. **10.12.**, 18.15h, Hörsaal 101, Uni Zürich, Hauptgebäude

Kreistanzabende

der Frauenkirche Thurgau jeden 2. Montag im Monat: **13.12.**, **10.1.**, **14.2.**, **14.3.**, 20.15h, Ref. Kirchgemeindehaus Weinfelden (2)

Wintersonnenwende

in der Markuskirche Thun **20.12.**, 20.30h

Winter-Jahreszeitenfest

in der Helferei Grossmünster **21.12.**, 19h, Helferei, Zürich

Interessen- und Selbsthilfegruppen leiten

Ausbildung für Frauen. Leitung: Regina Bayer-Birri, Rita Milesi-Eberle.

Januar bis Juli 94 im Schloss Wartensee, Rorschacherberg (12)

Frauen besinnen sich auf ihre Wurzeln

Jahreskurs in Frauengerechter Theologie und Frauengeschichte. Leitung: Ruth Best, Elisabeth Miescher. **Januar bis Dez. 94.** Leuenberg und Basel (5)

Frauen mischen sich ein

Kurszyklus für Frauen zur Vorbereitung auf ein Engagement in der Öffentlichkeit. Leitung: Vreni Moser-Laubi, Lotte Hofmann, Heidi Widmer, Brigitte Haselböck, Albert Schwarzenbach. **ab 4.1.** verschiedene Daten. Luzern, Klubschule Migros (10)

Die Tischgesellschaft:

Hannah Arendt, Gertrude Stein, Gotthard Günther. Seminar an der ETH Zürich von Eva Meyer, Berlin. **7.1.**, 17h Einleitungsvortrag im Theater am Neumarkt. Weitere Veranstaltungen: 8.-15.1. (Anm. 6)

Frauen denken über Geld nach

Balanca-Zyklus mit Maren Jochimsen, Mascha Madörin, Theres Frösch, Ursula Schaub. Leitung: Monika Stocker. **10.**, **24.1.**, **8.**, **21.2.**, **7.3.**, 18.30h, Balance, Zürich (1)

«Wir müssen wahre Sätze finden»

Lese- und Gesprächsgruppe über Texte von Ingeborg Bachmann. Leitung: Brigit Keller. **11.**, **25.1.**, **8.2.**, **1.**, **15.3.**, 19.30h, Paulus-Akademie, Zürich (11)

Konkurrenz UND Beziehung

Mehr Wissen über Muster Leitung: Heidi Margelisch **12.1.**, 13.30-17.30h, **19.1.**, 9-16.30 in St. Gallen (8)

Frauen auf dem Weg in die Öffentlichkeit

Seminar für Frauen, die politische Verantwortung übernehmen wollen. Einführungstag: **15.1.**, 6 Samstag ab 22.1. in Bern (4)

Das Geschlecht läuft immer mit

Ursula Port Beeler im Gespräch mit Cornelia Klinger. **19.1.**, 19h, Theol Fakultät, Pfistergasse 20, Luzern

Frauenbilder im Christentum:

Göttin, Hexe, Ehefrau 4. Teil des Jahreskurses zur feministischen Befreiungstheologie in Basel. Leitung: Marianne Grether, Luzia Sutter Rehmann. **20.**, **27.1.**, **3.**, **10.2.**, **3.**, **10.**, **17.3.** (Anm. 5)

Lesbenwochenende

Auseinandersetzung mit der persönlichen Geschichte und den gesellschaftlichen Normen. **28.-30.1.** Villa Kassandra (13)

Von der Präsentation der Göttin zum christlichen Kreuz

Vortrag von Carola Meier-Seethaler über die Umwandlung matrizen-trischer, sakraler Symbole in Wahrzeichen männlicher Macht. **1.2.**, 19.30h Gemeinschaftszentrum Hottingen, Gemeindestr. 54, Zürich

Liebe und Gewalt

Literaturzyklus der Gemeindebibliothek Pfäffikon. **10.2.**: Nicole Müller; **17.2.**: Anja Carmel; **24.2.**: Hans Saner; **31.2.**: Ursula Wirtz; **14.2.**: Dorothee Sölle, je 20h, Ref. Kirchgemeindehaus Pfäffikon.

Vorbilder

Tagung mit Luisa Francia. **17.-20.2.** in der Villa Cassandra (13)

Frauen gestalten die Welt

Eröffnungsveranstaltung der Kampagne von Fastenopfer/Brot für alle, u.a. mit Ruth Dreyfuss und Rigoberta Menchu. **19.2.** in Bern (3)

Wir Frauen G/gestalten

Junge Frauen begegnen Frauen aus dem Süden. **19./20.2.** in Bern und Köniz (Anm bis 31.1. - 9)

Anthropologie in philosophisch-feministischer Hinsicht

Vortrag von Brigitte Weisshaupt. **23.2.**, 19h, Theol Fakultät, Pfistergasse 20, Luzern

«Ich bin die Kröte und trage den Edelstein»

Gertrud Kolmar (1894-1943). Tagung, Leitung: Brigit Keller. **6.3.**, Paulus-Akademie (11)

Frauen gestalten die Welt

Frauenaktionstage der Kampagne Fastenopfer/Brot für alle **12./13.3.** in verschiedenen Pfarreien/Gemeinden (3)

Adressen

- 1) Balance, Militärstr. 89a, 8004 Zürich
- 2) G. Bregenzer-Hotz, Burgstr. 9, 8570 Weinfelden
- 3) Brot für alle, 061/2688334; Fastenopfer, 041/237655
- 4) Frau, Arbeit, Wiedereinstieg, Neuengasse 21, 3011 Bern
- 5) Forum für Zeitfragen, Maiengasse 64, 4056 Basel
- 6) geograf. Institut, Winterthurerstr. 190, 8057 Zürich, z.H. Dagmar Reichert
- 7) Heimstätte Leuenberg, 4434 Hölstein, 061/9511481
- 8) IFF-Forum, Postfach, 9006 St. Gallen, 071/258293
- 9) Junge Gemeinde, Postfach 159, 8025 Zürich, 01/2510600
- 10) Klubschule Migros, Schweizerhofquai 1, 6004 Luzern
- 11) Paulus-Akademie, Postfach 361, 8053 Zürich
- 12) 12) Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg
- 13) Villa Cassandra, 2914 Damvant, 056/766185
- 14) Volkshochschule, Freie Strasse 39, Postfach, 4001 Basel

Frauengottesdienste

Aarau: 12.12., 18h, Katholische Kirche

Predigerkirche Basel: am 1. Sonntag im Monat, 18.30h

Temple Fribourg: am 1. Sonntag im Monat, 19.45h

Liestal: 12.12., 16.1., 20.3., 19.30h in der Stadtkirche

Luzern Romerohaus: am 1. Sonntag im Monat, 20.15h

St. Gallen: 5.12., 20h, Kirche St. Mangen

Thun: 30.1., 20h, Markuskirche

Weinfelden: 19.12., 6.2., 19.15h im evang. Kirchgemeindehaus

Winterthur: 16.1., 20h, Christkatholische Kirche, Mühlestr. 2

Zürich: 26.12., 30.1., 27.2. je in der Helferei Grossmünster; 27.3. Bruder Klaus, Oberstrass, je 20h

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Carmen Jud, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler,
St. Johannis-Ring 118,
CH-4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 20.-
GönnerInnenabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 22.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, St. Johannis-Ring 118,
CH-4056 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 5.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
St. Johannis-Ring 118
CH-4056 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Erinnerung an Zukunft (Frigga Haug)	3
Himmel und Hölle (Silvia Strahm Bernet)	4
Frauengenuß (Anaba Gurtner)	6
Lernen, wie man mit beiden Beinen auf der Erde träumt (Dorothee Dieterich)	7
Literarische Texte	10
An jenem Tag ... (Li Hangartner)	11
Lesenswertes (Doris Strahm, Barbara Seiler, Carmen Jud)	12
Forum	16

Frauen gestalten die Welt

«Frauen gestalten die Welt» heisst der Slogan der Kampagne 1994 von Fastenopfer und Brot für alle. Die Ziele dieser Kampagne wurden wesentlich von Frauen formuliert und dann von der gemeinsamen ökumenischen Theologischen Kommission bestätigt. Mit der Aktion 1994 wollen Brot für alle und Fastenopfer:

- Auf Frauen bei uns und aus der Dritten Welt hören, damit geschwisterliche Partnerschaft wachsen kann;
- Wahrnehmen, welche Situationen und Probleme Frauen besonders hart treffen;
- Anerkennen, was Frauen leisten, und welche Initiativen von Frauen ausgehen.

Eröffnungsveranstaltung

mit Bundesrätin und Friedensnobelpreisträgerin
Samstag 19. Februar 1994, in Bern: Bundesrätin Ruth Dreifuss und die Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú aus Guatemala werden die Brot für alle/Fastenopfer-Kampagne «Frauen gestalten die Welt» eröffnen. Anschliessend Suppenessen auf einem Platz der Stadt Bern.

Frauen-Aktionstage 12./13. März 94

Am Samstag und Sonntag, 12./13. März 1994, finden anlässlich der Brot für alle/Fastenopfer-Kampagne «Frauen gestalten die Welt» in der ganzen Schweiz Frauen-Aktionstage statt. Samstags schlagen wir den Kirchgemeinden und Pfarreien Marktstage zur Frauenthematik vor. Am Sonntag gestalten Frauen in den Gemeinden einen speziellen Gottesdienst zur Thematik.

Zur Gestaltung dieses Wochenendes wird ab Januar eine ausführliche Arbeitshilfe erhältlich sein. Sie entsteht in enger Zusammenarbeit mit kirchlichen Frauenorganisationen und entwicklungspolitisch engagierten Frauen:

Frauen-Arbeitshilfe «Wir gestalten die Welt», mit Hinweisen für die Gestaltung von Workshops, Aktionen und «Marktereignissen» am Samstag und einer Vorlage für die Feier eines ökumenischen Gottesdienstes mit Weg-Stationen zur Frauenthematik.

Bildnachweis

Die Bilder in diesem Heft hat uns Sr. Gielia Degonda, Ingenbohl, freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Sie schreibt dazu:

«Die Thematik dieser Zeichnungen hat sich aus dem Bild *Befreiung* (Umschlagseite) entwickelt.

Es sind Zeichen und Fragen zu meiner Wirklichkeit, – zu einer Wirklichkeit – Sinn und Fragen zu meinem Frausein – zu Sinnfragen heute – Fragen des Hinsehen wollen... wegsehen ... hinhören...

Diesen Zeichen-Zyklus nenne ich *Prognose und Entscheidung*.»

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die Themen der nächsten Nummern:

Alte Bilder (März)

Islam (Juni)

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Dorothee Dieterich,

Kartausgasse 11, 4058 Basel

Anaba Gurtner,

Bienenstr. 3A, 3018 Bern

Li Hangartner,

Eichmattstr. 4, 6005 Luzern

Frigga Haug,

Krottnauerstr. 72, D-14129 Berlin

Monika Hungerbühler,

St. Johannis-Ring 118, 4056 Basel

Silvia Strahm Bernet,

Klosterstrasse 11, 6003 Luzern